

dem Druck der Großmächte gab der ungarische Außenminister Ránja, nach Rücksprache mit Budapest, seine Zustimmung zur Genfer Entschliessung.

Die Vereinbarung, zu der sämtliche Mächte ihre Zustimmung gegeben haben, enthält folgende Punkte:
Zunächst wird das Attentat von Marseille aufs schärfste verurteilt und sämtliche Staaten aufgefordert, keinerlei terroristische Tätigkeit in ihren Gebieten zu dulden. Entsprechend der Forderung der Kleinen Entente erklärte der Völkerbundsrat, daß diese Verpflichtung besonders von Mitgliedern des Völkerbundes beachtet werden müsse, da damit zu gleicher Zeit die territoriale Unversehrtheit aller anderen Länder respektiert werde.

In ihrem wichtigsten Teil hebt die Entschliessung hervor, daß gewisse ungarische Behörden die Vorbereitungen des Marseiller Attentats gebildet und damit die obigen Verpflichtungen verletzt hätten. Deshalb habe die ungarische Regierung die Pflicht, unverzüglich eine Untersuchung einzuleiten, die Bestrafung dieser Behörden vorzunehmen und dem Völkerbundsrat später über das Ergebnis dieser Maßnahmen mitzuteilen.

Endlich heißt es in der Entschliessung, daß der Völkerbund einen Sachverständigenausschuß einsetzt, der den Entwurf eines internationalen Abkommens zur Bekämpfung terroristischer Aktionen und zur wirksameren Zusammenarbeit der beteiligten Länder in dieser Richtung hin auszuarbeiten hat.

Mit dieser vorläufigen Vereinbarung des jugoslawisch-ungarischen Konflikts, dessen tiefere Ursachen angesichts der Revisionsansprüche Ungarns in keiner Weise beseitigt werden konnten, ist nunmehr der Weg zu einer diplomatischen Aktion offen, der für das weitere Schicksal Europas von außerordentlicher Bedeutung ist. Wir denken nämlich an die sehr schwierigen, aber heimpfswegs hoffnungslosen Verhandlungen zu einer italienisch-französischen Verständigung. Die nächsten Wochen werden zeigen, ob eine solche Verständigung möglich ist, die die vollständige Isolierung des „dritten Reichs“ besiegeln würde.

Neue antisemitische Aechtung

Bekanntgabe von Namen wegen Einkaufs bei Nichtariern

Gildesheim, 11. Dez. In einer hart besuchten öffentlichen Versammlung der NS. Dago gab der NS. Dago-Kreisamtsleiter Schlotter die Namen von zwei Einwohnern Gildesheims bekannt, die beim Einkauf Fremdrassen vor Deutschen den Vortritt gegeben hätten. Der Hauptredner des Abends, hellschreitender Gauleiter Holz (Münsterberg), erklärte, derartige Namensveröffentlichungen seien sehr zu begrüßen, und regte die Auslegung von Listen an.

„Große Illusion“

Und Arthur Henderson

London, 11. Dez. (Europapress.) Die beiden Nobel-Friedenspreise, die heute Mittag in Stockholm zur Verteilung kommen (der von diesem Jahr und der vom vorhergehenden Jahr) werden zwei Engländern zufallen, und zwar dem Vorsitzenden der Abrüstungskommission, Arthur Henderson, und dem bekannten englischen Publizisten Sir Norman Angell. Henderson befindet sich bereits in Stockholm; Angell dagegen wird den Preis nicht persönlich in Empfang nehmen.

Sir Norman Angell hat vor dem Kriege das Buch „Große Illusion“ geschrieben und darin den Weltkrieg prophezeit, womit er damals großes Aufsehen erregte. Seitdem hat sich Angell in pazifistischem Sinne betätigt.

Heinz Neumann verhaftet

Ein Auslieferungsbegehren an die Schweiz

Zürich, 11. Dez. Die Züricher Staatspolizei verhaftete am Montag den früheren deutschen Reichstagsabgeordneten Heinz Neumann, ehemaliges Mitglied des Zentralausschusses der SPD. Neumann hielt sich seit längerer Zeit unter dem Namen Pieler mit einem falschen Paß in Zürich auf. Er wird von den deutschen Behörden des Nordes beschuldigt und fleckenlos verfolgt. Die Staatspolizei übergab den Verhafteten der Kantonspolizei, die das Justiz- und Polizeidepartement in Bern von dem Fall verhandelt, da dieses über ein mögliches Auslieferungsbegehren Deutschlands zu entscheiden hat.

Es handelt sich natürlich um politischen „Nord“, den man Neumann vormerkt. Wahrscheinlich nur irgendwelche künstlich konstruierte intellektuelle Urhebelschaft. Man muß verlangen, daß die Schweizer Behörden das deutsche Auslieferungsverfahren ablehnen.

„Man schweige, be Be die Zähne zusammen“

Fortsetzung von Seite 2.

die Dutschner gegangen sei, habe ihn sein (Menners) eifrigster Junge gefragt, warum nicht jemand aufstehe von denen, die doch älter und auch im Krieg gewesen seien und protestiere. Was sage darauf der alte Kriegsamtswillige? Er sage nur: „Nieder Hub, als du noch nicht da warst, gleich nach dem Krieg, da ist der Vater aufgefunden und hat geredet und auch seine Haut manchmal gewagt.“ Heute aber sei dies anders, man müsse die Kinder ernähren und etwas lernen lassen, da müsse man schon etwas schlucken können. Müsse man sich aber bei einer solchen Antwort nicht die Zehne vor seinem Mund verbergen? Sei es gut, wenn die Kriegsverwilligen von 1914 sich vor sich selber schämen, anstatt ihren Beitrag zum gesunden Selbstbewußtsein eines erneuerten Volkes zu bringen? Deshalb sollten künftig die Männer, die nicht die Eignung haben, zu führen, in Versammlungen nicht mehr wie die Unmündigen dastehen. Wenn man ihre Kritik nicht mehr erlauben wolle, so solle man wenigstens Anfragen zulassen. Der Redner solle mit der Anwesenheit einer kritischen und nicht lauten Kritik rechnen müssen. Der Schreiber schließt seinen Artikel mit der Versicherung, daß er vor sich und seinen Kindern wieder besser dastehen, wenn man seine Ansicht der öffentlichen Ansicht preisgeben würde.

Das ist Richard Strauß

Er beglückwünscht Goebbels

Als Wilhelm Furtwängler in einem lächelnden Ausdruck des Freiheitsstolzes gegen die braune Kulturdictatur alle seine Ämter niederlegte, hieß es in einigen Meldungen, daß auch Richard Strauß, solidarisch mit Furtwängler, sein Amt als Präsident der Reichsmusikkammer niederlegen wolle.

Wir haben die Richtigkeit dieser Meldung sofort bezweifelt. Richard Strauß ist längst so verbunden mit dem braunen Ungeheuer, so daß das folgende Telegramm an Goebbels anläßlich der Rede zum einjährigen Bestehen der Reichsmusikkammer keine Ueberraschung bringt:

„Zur großartigen Kulturrede sende ich herzlichen Glückwunsch und begeisterte Zustimmung.“

In treuer Verehrung Heil Hitler!

aus: Dr. Richard Strauß.“

In dieser „Trene“ manifestiert sich die Untreue des Siebzigjährigen gegenüber seinem Kameraden von der Junst. Er, der selber einmal ein rebellischer Neudiner war, den die konservativen Romantiker alter Schule wegen seiner Musik und nicht minder wegen den „unmoralischen“ Textbüchern seiner Opern („Salome“, „Rosenkavalier“) heftig angriffen, marschiert auf seine alten Tage an der Seite der Bedrücker der arbeitslosen Freiheit. Richard Strauß genoss zu seiner Zeit alle Vorzüge des Liberalismus und konnte sich durchsetzen. Wer heute im Reiche der Kunst nicht im Rhythmus von SA-Kapellen marschiert, wird auf Lebenszeit geächtet und außer Landes getrieben.

Dieses „Heil Hitler“ mit der „begeisterten Zustimmung“ zur Goebbels-Rede stellt Richard Strauß für alle Zeiten an die Seite der servilen Liebediener vor der Macht. Goebbels darf sich das Telegramm von Richard Strauß stolz an den Hut stecken.

Par's

Über Lava's Vermittlungsaktion

(Von unserem Korrespondenten.)

Paris, 11. Dezember.

Die Pariser Presse erkennt die Bemühungen Lavals an, eine alle Teile befriedigende Lösung der jugoslawischen Sache herbeizuführen.

Pertinax wirft im „Echo de Paris“ die Frage auf, wie weit die italienisch-ungarische Annäherung gehe. Das sei die große Unbekannte des zur Lösung stehenden Problems.

Der „Matin“ sagt, Genf sei eine Enttäuschung. Man mache sich zwar keine Illusionen. Weniger Reden und mehr positive Handlungen. Wenn das zur Reife gehende Jahr zu guter Letzt noch der aufbauenden Arbeit dienen würde, so könnte 1935 eines der historischen Jahre werden.

Marcel Pans unterstreicht im „Excelsior“ die Gefahr, die der ungarische Revisionismus darstellt. Er sagt: „Wenn Laval den ungarischen Revisionismus verurteilt, so deshalb, weil er leider keinen Zweifel hat, daß er augenblicklich die ernste Bedrohung der europäischen Ordnung darstellt. Es ist für niemanden ein Geheimnis, daß der Vertreter Frankreichs sich bemüht hat und weiter bemüht, den berechtigten Jörn Jugoslawiens und die nicht weniger berechtigten Bedürfnisse der Kleinen Entente zu beschwichtigen. Aber er kann nicht damit rechnen, daß die persönliche Art Frankreichs die jugoslawische Frage zum Schweigen bringen könnte. Diese Sache muß sich arrangieren, sagte Laval in seinem unverwundlichen Optimismus. Es ist unbedingt notwendig, daß sie beigelegt wird.“

Moskau zufrieden

Zum Abkommen Laval-Litwinow

Moskau, 11. Dezember.

Das zwischen Litwinow und Laval abgeschlossene sowjet-russisch-französische Abkommen vom 5. Dezember wird in den hiesigen politischen Kreisen nach wie vor lebhaft diskutiert. Dabei kommt immer wieder die Bemerkung darüber zum Ausdruck, daß beide Staatsmänner deutlich das Spiel der Dittler-Regierung durchschaut haben, die durch die „Privatbesuche“ ihres „Reisenden“, des Herrn von Ribbentrop das Einvernehmen zwischen Paris und Moskau hatte fördern und Mißtrauen zwischen Frankreich und Sowjet-Rußland säen wollen.

Befriedigt schreibt denn auch die „Pravda“, dieses Abkommen sei von erheblicher Tragweite, denn es stelle den Stoß in den Vordergrund und führe einen tödlichen Stoß gegen die Pläne derer, die auf die Gegenseite Frankreichs und Rußlands spekulieren hätten, wenigstens so, wie sie sie sich vorstellten. Dieses Abkommen solle allen Intrigen ein Ende machen, die Mißtrauen zwischen Paris und Moskau säen wollten. Man weiß, daß gewisse Politikreisende, Vertreter imperialistischer Gruppen, viele Mühe und große Beredsamkeit angewandt hätten, um durch ihre Pläne den Abschluß des Abkommens eines gegenseitigen Bestandes zu erschweren.

Das in Genf zwischen Laval und Litwinow getroffene Uebereinkommen bedeute, daß diese Ränke völlig zu schanden geworden seien; es sei ein Beweis dafür, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Sowjet-Rußland und Frankreich enger geworden seien.

Dieses Abkommen schließt die „Pravda“ nach Schluß mit all den Bemühungen imperialistischer Gruppen, die den Ostpakt durch ein weniger wirksames Abkommen hätten ersetzen wollen, das niemand zu etwas verpflichten würde oder sogar Ziele erstrebte, die denen des Ostpaktes völlig entgegengesetzt seien.

„Izwestia“ bemerkt, das Abkommen sei ein Zeugnis dafür, daß der Kampf, den die sowjetrussische und die französische Regierung für die Sicherung des Friedens führten, in Zukunft weitergehen werde.

Der Ostpakt eines gegenseitigen Bestandes wolle, was auch immer seine Gegner sagten, keine Einschränkung irgendeiner Macht. Aber in gewissen Hauptstädten seien gegen den Ostpakt Widerstände zu bemerken und sogar sehr deutliche Versuche, seinen Abschluß zu verhindern. Diesen Intrigen mache das französisch-sowjetrussische Abkommen dadurch ein Ende, daß es kurzer Hand die Versuche abschneide, die von gewissen Leuten gemacht würden, um das Ansehen der von Paris und Moskau in ihrem Kampf für die Herstellung des Friedens zu vermindern.

Der „Instinkt“

Der „Westdeutsche Beobachter“ (19. Dez.) schreibt anläßlich des Falles Furtwängler: „Wir wissen, daß wir immer wieder auf neue Verluste hoffen werden, die alte Welt unverändert zu uns herüberzutragen und die Hauptträger des 19. Jahrhunderts und der Weimarer Republik als unsere Revolutionäre vorgeführt zu erhalten. Es ist dabei charakteristisch, daß gerade jene Gruppen, die staatspolitisch reaktionär bis auf die Knochen sind, sich bemühen, die Geistesträger der November-Republik und als unsere Kulturträger schmachtend zu machen, wohl in der Ueberzeugung, daß an der politischen Situation nun wohl nichts mehr geändert werden kann, aber auf dem Umwege der „Kultur“ eine Unterhöhlung des Nationalsozialismus doch vielleicht noch möglich sei. Und das ist die andre Triebfeder, die neben dem reinen Individualismus bemerkbar geworden ist seitens gewisser Drucker-Erzeugnisse, die versuchen, die heute erwachte deutsche Nation zu verwirren und durch ästhetische Doamen der Vergangenheit den Instinkt der nationalsozialistischen Bewegung zu trüben.“

Klemens Krauß

Der würdige Nachfolger

Wien, 11. Dez. Die Meldung, daß der Generalmusikdirektor der Wiener Staatsoper, Klemens Krauß, die Leitung der Berliner Staatsoper übernimmt, wurde zuerst demontiert. Jetzt stellt sich heraus, daß dieses Demontieren schon so weit gediehen, daß die Berufung von Klemens Krauß nach Berlin, als Nachfolger Furtwänglers, nahezu gesichert ist. Krauß hat durch sein Verhalten in Wien, wo er sich stets als Nationalsozialist bekannte, langjährig seinen Befähigungsnachweis erbracht. Daß er als Dirigent höchstens ein guter Zweiter ist, kommt dabei weniger in Betracht.

Die französisch-italienischen Verhandlungen

Eine Erklärung des Senators Bérenger

Paris, 11. Dezember

Von unserem Korrespondenten

Während man in Genf die größten Anstrengungen macht, um die Atmosphäre zu reinigen und die aus der jugoslawischen Krise an den Völkerbund sich ergebenden Reibungen zwischen Belgrad und Budapest aus der Welt zu schaffen — ein Bemühen, an dem Frankreichs Außenminister Laval sehr starken Anteil hat —, steht schon im Vordergrund die Lösung der nächsten Frage von außenpolitischer, von internationaler Bedeutung: das französisch-italienische Problem. Seine Lösung wird im wesentlichen von dem Ausgang der gegenwärtigen Verhandlungen im Schöße des Völkerbundes abhängen. Denn wie sehr auch das Bestreben der französischen Außenpolitik dahin geht, zu einem Freundschapsabkommen mit Italien zu kommen — kein französischer Außenminister würde ein solches Abkommen durch seine Unterschrift besiegeln, wenn er damit die jugoslawische Freundschaft opfern müßte.

Die Vorbereitungen für das Abkommen zwischen Frankreich und Italien sind bereits sehr weit gediehen. Der französische Botschafter in Rom, Chambrun, hat dem Quai d'Orsay berichten können, daß in diesen Punkten, auf die es sich erstrecken soll, bereits Uebereinstimmung erzielt worden ist. Auch während der Genfer Verhandlungen ist man in Rom nicht untätig, und nicht ohne Grund konnte Senator Bérenger, der Vorsitzende des auswärtigen Ausschusses im französischen Senat, der am Montag in Gegenwart von Mussolini in Rom eine Bäckerei Chateaubriands einweichte, dem italienischen Korrespondenten des „Antirancore“ sagen, Ministerpräsident Giolitti und Außenminister Laval hätten ihn beauftragt, dem Chef der italienischen Regierung den Gruß und die Wünsche der französischen Regierung zu überbringen, deren Vertreter er, zusammen mit den französischen Botschaftern Charles de Chambrun und Charles Roux, sei. Vorher schon hatte Bérenger seinem Interviewer erklärt, daß seine Reise nach Rom zweifellos die letzte Etappe des Weges darstelle, dessen Ziel, die französisch-italienische Verständigung, von allen verantwortungsbewußten Franzosen gewünscht werde.

Palästina

Illegale Einwanderer

London, 11. Dez. (B.M.) Im Unterhaus richtete der Abgeordnete Colonel Josiah Wedgwood an den Minister für die Kolonien, Sir Philip Cunliffe-Lister, die Frage, wie viele Juden im Jahre 1934 bis zu dem Zeitpunkt, für den die letzten Zahlen vorliegen, aus Palästina deportiert wurden.

Der Kolonialminister antwortete, daß vom 1. Januar bis zum 25. November d. J. aus Palästina 627 Juden deportiert wurden, einhundert 248 Personen, denen der Grenzübergang verweigert wurde.

Wedgwood: „Ist es dem Minister möglich, von der Palästina-Regierung eine schätzungsweise Angabe der Kosten zu erhalten, die dadurch verursacht werden, daß Menschen an der Einwanderung gehindert und wegen solcher Verluste gelangengeht werden?“

Der Kolonialminister antwortete, dies sei nicht möglich. Es sei unbedingt notwendig, daß diejenigen, deren Zulassung nach Palästina vom High Commissioner als wirtschaftlich gerechtfertigt angesehen wird, auf dem gesetzlichen Wege vorgelassen werden dürfen.

Auf weitere Fragen von Wedgwood und Captain Peter Macdonald erklärte Sir Philip Cunliffe-Lister, von der Deportierung und der Verhinderung am Grenzübertritt seien keineswegs nur Juden betroffen. Die Frage nach der Zahl der deportierten Araber werde er zu beantworten versuchen, falls eine entsprechende formelle Interpellation eingeleitet werden würde. Unter dem ablehlich anerkannten Weg der Einwanderung sei keine legale Einwanderung zu verstehen, für die die Zertifikate von der Jewish Agency auf Grund der vom High Commissioner ausgearbeiteten Labour-Schedule an autorisierte Einwanderer verteilt werden.



Für DEUTSCHLAND gegen HITLER

Eine unumgängliche Forderung

Hitler, Saar und Vaterland

Ein Wort zum Status quo

Jeder Mensch wird in sein Vaterland hineingeboren. Er hat es sich nicht aussuchen können. Auch wenn es ihm später nicht gefällt: es bleibt sein Vaterland. Es verlangt von ihm, daß er es über alles stelle, über Eltern, Weib und Kind. Er soll sein Leben für sein Vaterland opfern. So will es der bürgerliche Patriotismus.

Aus diesem Geiste heraus fordern unsere Hitler-Patrioten im Saargebiet jetzt von jedem Saardeutschen, am 13. Januar 1935 für die Rückgliederung des Saar-gebiets an Deutschland zu stimmen. Sie schmähen jeden, der da sagt: Ja, für Deutschland, aber erst wenn Hitler fort ist! Der einzelne, sagen sie, habe kein Recht, zu fragen, wie es im deutschen Vaterland aussieht. Ob ihm die Regierenden gefallen oder nicht, davon dürfe er seine Stellung nicht abhängig machen. Unter allen Umständen müsse er für sein Vaterland eintreten.

Gemacht, liebe Saarpatrioten, die Ihr das Abstimmen für Hitler-Deutschland als patriotische Pflicht hinstellt. Würdet Ihr für die Rückgliederung an Deutschland stimmen, wenn dort statt Eures Halbgottes Hitler ein deutscher Lenin oder Stalin am Ruder wäre? Würdet Ihr denn auch sagen: „Wer nicht für die Rückgliederung an Deutschland stimmt, ist ein „vaterlandsloser Geselle“, ist ein „Volks- und Landesfeind“? Könnt Ihr darauf antworten mit einem ehrlichen und aufrichtigen: „Ja wohl, auch für ein Lenin- oder Stalin-Deutschland!“ Ach nein, Ihr würdet rufen: „Ja, für Deutschland, aber erst, wenn Lenin oder Stalin fort ist!“ Ihr wäret also für den Status quo, wie alle Saardeutsche, die nur in ein Deutschland ohne Hitler zurückwollen.

Und wie, verehrte Saarpatrioten, meint Ihr, würde Euer Halbgott Hitler sich in einem solchen Falle entscheiden? Er war schon einmal in einer ähnlichen Lage. Der Zufall der Geburt hatte das alte Oesterreich zu Hillers Vaterland erkoren. Aber dieses Vaterland gefiel ihm nicht. Ihm paßte die Nase der Habsburger nicht. Als er in das militärpflichtige Alter kam, verließ er es und ging ins Oesterreich der Hohenjöllern hinüber, um nicht ins österreichische Heer einrücken zu müssen. Das geschieht er selber in seinem Buche „Mein Kampf“ ein, wo er sagt, daß er

„aus politischen Gründen in erster Linie Oesterreich verlassen“ habe und er legt hinzu: „Ich wollte nicht für den habsburgischen Staat sechten!“

Da habt Ihr schwarz auf weiß von Eurem „Führer“ selbst, verehrte Saarpatrioten: Weil ihm sein Vaterland nicht paßte, wollte er für das Land nicht sechten. Er verleugnete also die schöne patriotische Theorie, daß man unter Umständen für sein Vaterland eintreten müsse und nicht fragen dürfe, ob es einem gefalle oder nicht. Hitler verlor die österreichische Staatsangehörigkeit und wurde fast zwanzig Jahre lang in Deutschland als „staatenloser Ausländer“ geduldet, bis er 1932 durch die bekannte Schreibung, die ihn zum Regierungsrat der braunschweigischen Gesandtschaft in Berlin machte, die deutsche Staatsangehörigkeit erlangte.

Euer Halbgott Hitler, verehrte Saarpatrioten, zog es also vor, lieber ein „vaterlandsloser Geselle“, ein „Volks- und Landesfeind“ zu werden, als seinem Vaterland Oesterreich, wie jeder andere seiner Landsleute, militärische Dienste zu leisten. Wollt Ihr einem vernünftigen Menschen glauben machen, daß jemand, der so sein Vaterland im Stich gelassen hat, in dem angeführten Eventualfall voll patriotischer Begeisterung erklären würde: „Unter allen Umständen zurück zum Vaterland, auch wenn dort Lenin oder Stalin regiert?“ Das würde Euch der stärkste Mann nicht glauben, liebe Saarpatrioten.

Deshalb seid hübsch still mit Eurer demagogischen Entrüstung über die Anhänger des Status quo, die es vorziehen, solange dem Deutschen Reich fern zu bleiben, als dort die Hitler-Barbarei herrscht. Ihr selber würdet nicht in ein Lenin- oder Stalin-Deutschland zurückwollen, und Euer Halbgott Hitler auch nicht. Kein Saardeutscher, der Recht und Freiheit liebt, wird sich von Eurem pseudo-patriotischen Entrüstungsrummel abhalten lassen, am 13. Januar 1935 für Deutschland, aber gegen Hitler, das heißt für den Status quo zu stimmen!

Ein neuer Propagandaversuch

Man schreibt uns aus der Pölz:

Einige bekannte Sozialdemokraten, die 1923 im Vordergrund der Separatistenabwehr standen, wurden im Auftrage Bürckels ersucht, sich für den Saarkampf zur Verfügung zu stellen.

In einem solchen Fall wurde uns berichtet, daß der Sozialdemokrat sich auf den Revers berief, den er unterschreiben mußte und nach dem ihm jede politische Tätigkeit unterlag. Daraufhin erklärte man ihm, der Revers werde verschluckt, er habe sich ja lediglich auf die marxistische Richtung bezogen. Wegen einer Tätigkeit zugunsten des „dritten Reiches“ sei natürlich nichts einzuwenden. Auch das wurde abgelehnt. Repressalien aus diesem Grund sind noch nicht bekannt geworden. Ueber einen Sozialdemokraten geht das Gerücht, er habe eingewilligt. Es wird damit gerechnet, daß irgend ein Aufruf erscheint, der die Namen enthalten soll. Es wurde auch mit einer Entsendung solcher Leute ins Saargebiet gerechnet. Durch die Einrichtung der scharfen Kontrolle und des Visumzwangs ab 27. Dezember dürfte diese wohl nicht mehr in Frage kommen. Ein Beweis dafür, daß sich auch nur ein Sozialdemokrat in der beabsichtigten Weise mißbrauchen ließ, liegt bis heute nicht vor.

Man schreibt uns: Der politische Bericht des Dreierausschusses und die politischen Beschlüsse des Völkerrundrates mit den Erklärungen Witwinows, Cavalis und Benesch werden von der Presse und den Agitatoren der „deutschen Front“ ins Gegenteil verdreht. Mit einem Fanatismus, der zeigt, daß hier die gefährlichste Stelle der „deutschen Front“ berührt wird, hämmert man den Leuten ein, der Status quo werde „ewig und von einer Wiederholung der Abstimmung oder einer sonstigen Rückgliederung an ein befreites Deutschland werde keine Rede sein.“

Den Gipfel erreichte die „Deutsche Front“ (Nr. 22) in einem Leitartikel „Zweite Abstimmung unmöglich!“ Das Wort „unmöglich“ steht in striktem Gegensatz zu allem, was in Genf erklärt und beschlossen worden ist. Aber der Beweis für das „unmöglich“ wird in einer sehr einfachen und für politisch Ungeübte sehr einleuchtenden Weise geliefert. Die „Deutsche Front“ zitiert nämlich den französischen Ministerpräsidenten so:

„Wenn eines Tages die Saarbevölkerung den Wunsch haben sollte, zum Reich zurückzukehren, dann wäre es Sache des Völkerrundrates, darüber zu entscheiden. Und wenn man ihn fragte, wie sich Frankreich dann dazu stellen werde, so könne er erklären: Frankreich werde sich dem widersetzen.“

Sagt das allen Katholiken an der Saar

Der Schrift von M. Abraham „Juda verreckt“ (Druck- und Verlagsanstalt Leptiz-Schönau) entnehmen wir folgendes:

An einem Sonntag, Mitte September, kam ein neuer Schizophrene mit Besen und Schrubber in unsere Station, um die Krankenstube zu reinigen. Es war der frühere preussische Wohlfahrtsminister Hirtfelder, ein bekannter Führer des Zentrums.

Dicht neben unserer Revierstube lag die Kleiderkammer. Gleich nach der Einlieferung wurden alle neuen Häftlinge hierher gebracht, um Vagertkleidung zu empfangen. Bei dieser „Anprobe“ mußten sich die Häftlinge bis aufs Hemd entkleiden und wurden fast ausnahmslos schrecklich mißhandelt.

Hirtfelder wurde in diese Kammer gerufen. Plötzlich hörten wir gellende Schreie. Da die Kleiderkammer unmittelbar gegenüber der Krankenstube lag, konnten wir durch die Fenster alle Vorgänge beobachten.

Wir sahen, wie Hirtfelder sich entkleiden mußte. Er ist ein unterfertigter korporulenter Mann. Mehrere SS-Leute standen um ihn herum. Sie schlugen mit Gummihäutchen aus Leibeskräften auf ihn ein.

Wir hörten, wie Everlin brüllte: „Hast du Schweinehund heute schon gebetet? — Warst du schon mal beim Papst? — Hast du schon Rosenkranz geleiert?“

Bornewasser gegen Rosenberg

„Sein Weg führt zum Ruin des Christentums“

Auf einer Tagung katholischer Jugend in Trier führte der Trierer Bischof Bornewasser folgendes aus (Bericht der „Saarbrücker Landeszeitung“, 11. Dezember):

„Es geht der Unglaube auch durchs deutsche Land. Moderne falsche Propheten rütteln an den Grundlagen unseres heiligen Glaubens. Es kämpfen Reuheideln gegen den einen, wahren, lebendigen Gott, der Himmel und Erde und deine Seele schuf. Sie kämpfen gegen Jesus Christus unsern König und Herrn, der am Kreuze für uns starb. Sie kämpfen gegen unsere Kirche, die wie eine heilige Mutter uns lehrt, leitet und führt durch das Tal der Erde hin zu den Höhen des Himmels. Auch an euch, an die katholische deutsche Jugend, tritt der Unglaube heran, um euch euer kostbares Erbgut, den hl. katholischen Glauben zu rauben.“

Man sagt euch: Der Weg Rosenbergs ist der Weg der deutschen Jugend. Katholische deutsche Jugend, welcher Jugendvereinigung sie immer angehören mag, seht diesem Wort ein scharfes Nein entgegen. Der Weg der katholischen deutschen Jugend ist der Weg Jesu Christi unsern Königs und Herrn. Der Weg des Menschen Rosenberg führt zum Ruin des Christentums, zum Ruin des deutschen Reiches und Volkes. Der Weg des menschengewordenen Gottesohnes Jesus Christus führt zum Leben, zum Glück und zum Frieden in Vaterland und Volk.“

Der Trierer Bischof hat sich niemals so deutlich über Rosenberg geäußert. Wir vermischen freilich die christliche Konsequenz. Denn der Bischof erweckt den Anschein, als sei er ein Helfer derjenigen, die die Saar, also einen Teil seiner Diözese, dem Wirken des Weltanschauungsaddiktors Rosenbergs ausliefern wollen. Um den „Ruin des Christentums, des deutschen Reiches und Volkes“ wenigstens auf einem Stück deutschen Boden zu verhindern, müßte er die Parole an die Saar-Katholiken ausgeben: Nicht zu Hitler, nicht zum „dritten Reich“.

Die Bewaffnung der Saarpolizei

London, 11. Dez. Wie hier verlautet, wird die Saarpolizei mit Maschinengewehren ausgerüstet sein, nicht aber mit Tanks und Panzerwagen. Die Abstimmungspolizei wird bei Verletzung der öffentlichen Ordnung nach den zivilen Strafgesetzen vorgehen, wenn es sich um Zivilpersonen handelt. Militärpersonen werden dagegen nach Kriegsrecht abgeurteilt werden.

Wie man sieht, lassen die Herren das Wörtchen „nicht“ aus, und so ist eben die zweite Abstimmung „unmöglich“.

Man wende nicht ein, andere Stellen des Auftrages der „Deutschen Front“ ließen erkennen, daß Cavalis sich doch anders ausgedrückt haben müsse. Für diejenigen, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, ist die Fälschung der Worte Cavalis nicht begangen worden. Man hat seine Erklärung ins genaue Gegenteil verdreht, weil man weiß, daß zahllose Anhänger der „deutschen Front“ politisch ganz ungeschult sind, an das in ihrem Blatte Gedruckte nur glauben und es als Evangelium für die Ewigkeit des Status quo hinaus-tragen. Wenn Cavalis erklärt hat, daß Frankreich sich einem späteren Wunsche der Saarbevölkerung, zum Reich zurück-zukehren, widersetzen werde, so ist doch ganz klar, daß von einer zweiten Abstimmung nicht die Rede sein kann. So wird aus der Fälschung in der „Deutschen Front“ gefolgert.

Viele Abstimmungsberechtigte, insbesondere die aus dem „dritten Reich“, lesen nur solche Zeitungen und hören nur solche Radiopropaganda, die sie einseitig und, wie das obige Beispiel zeigt, mit Fälschungen unterrichten. Es ist uner-läglich, daß der Gesamtheit der Abstimmungsberechtigten von Stellen, deren Unparteilichkeit nicht anzuzweifeln ist, dokumentarisch dargelegt wird, welche Entscheidung am 13. Januar zu treffen ist.

— Du hast Millionen deutscher Volksgenossen betrogen, dazu hast dich der Papst ausgeliefert. — Zeige mal, du Schwein, wie man Rosenkranz betet?“

Als Hirtfelder sich weigerte vor dieser rohen Meute zu beten, wurde er unausgesetzt weiter geschlagen.

Nun kam die „Anprobe“. Um Hirtfelder lächerlich zu machen, zog man ihm eine halbe Dose an, einen kurzen Rock, lange Stiefel und beschmierte das Gesicht mit Stiefelwachs. So wurde er von Station zu Station gelagt, um sich den Mit-häftlingen „vorzustellen“.

Erst spät abends konnte sich Hirtfelder in seine Kabine begeben. Er war vollkommen erschöpft. Kaum hatte er sich auf die Britische gelegt, als mehrere SS-Leute eindrangten. Er wurde von ihnen angefordert, die Hand zum Hitlergrüße zu erheben. Er gehorchte. Die SS-Leute gaben sich den Anschein, als hätten sie die Bewegung mißverstanden und brüllten: „Was, du Schwein, du willst SS-Leute schlagen.“ Hirtfelder versuchte sich zu verteidigen — er hätte nur die Hand zum Grüße erhoben, wie ihm befohlen worden war. Die SS-Leute: „Nein, du Schwein, du wolltest uns schlagen.“ Nun wurde Hirtfelder über seine Britische geworfen und aufs neue fürchterlich mißhandelt.

Hirtfelder blieb acht Tage im Lager. Danach wurde er ent-lassen.

Hitlerismus gegen Katholizismus

Unversöhnliche Gegensätze

Afrikanisch ist das Mönchtum, ist die Tonur, mittelasiatisch sind die naturwidrigen Kasteiungen, durch die man „Gott näher“ gebracht werden sollte. Asiatisch ist der heute noch in Tibet gebräuchliche Kollentanz, dessen Mechanismus in der Gebetsmühle seine Rollenanzug hat . . .

Man mache sich nur klar, wohin es mit den einstmals germanischen Staaten gekommen wäre, wenn jener Geist gefiegt hätte, der die Heiligkeit mit Schmutz und ekelhaftem Leben verbinden wollte. Der hl. Enfantus lief mit 200 Pfund eisernen Ketten herum, der hl. Macarius erkaufte sich die Heiligkeit, indem er die Schmerzen eines Ameisenhaufens ertrug, in den er sich setzte. Der hl. Franziskus — in Vielem gewiß eine ganz große Persönlichkeit — zollte dem Afrikanismus den Tribut, indem er zum Wohlgefallen Gottes sich nackt auf Dornen herumwälzte. Besonders fromme Nonnen tranken fremden Speichel, aßen tote Mäuse und saule Eier, alles um „Heilige“ zu werden. Der hl. Hilarius wird gepriesen, weil er nur im Unrat gelebt habe, der hl. Athanasius war stolz darauf, nie seine Füße gewaschen zu haben. Das Gleiche wird vom hl. Abraham, von der hl. Solvia berichtet. Das Kloster der hl. Euphrasia hatte gar das Gelübde abgelegt, daß seine Nonnen nie baden dürften . . . Unter der hem-mungslosen Weiterentwicklung hieß es „dieses Geruches der Heiligkeit“ wäre Europa heute bei dem Zustand des schmutz-heilenden Heiligen Indiens und Tibet angelangt. Bei einem Zustand vollkommener Verdummung, des furchtbarsten Aberglaubens, der Armut und des Elends — bei ständiger Bereicherung der Priesterkaste.

Alfred Rosenberg, der vom weltanschaulichen Erziehung der Nation beauftragte Theoretiker des Nationalsozialismus in seinem Buche „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“, Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit, 13.—16. Auflage, Seite 184/185.

Das Buch ist von der nationalsozialistischen Regierung allen Lehrerbibliotheken als geeignet empfohlen und in vielen Fällen auch katholischen-Büchereien zwangsweise eingegliedert worden.

Erhebliche Ausleihung der Reichsbank

Der neueste Ausweis der Reichsbank weist eine Erhöhung des Goldbestandes um nur 55 000 und des Devisenbestandes um nur 36 000 Mark auf. Der Gold- und Devisenbestand der Reichsbank beträgt nach wie vor nur 87,6 Millionen Mark. Der Zahlungsmittelumlauf ist im Vergleich zum Vormonat um rund 140 Millionen Mark auf 5662 Millionen gestiegen. Im Vorjahre betrug der Zahlungsmittelumlauf in der ersten Dezemberwoche 5473 Millionen. Damals war also bei einem weit höheren Bestand an Gold und deckungsfähigen Devisen der Zahlungsmittelumlauf wesentlich geringer — ein Zeichen dafür, auf welchem wackeligen Boden die Mark steht.

Aus der Entwicklung des Zahlungsmittelumschlages in der 1. Dezemberwoche geht hervor, daß sich die kräftige Kreditbeanspruchung der Reichsbank fortsetzte, wenn auch in geringerem Umfange als am vergangenen Ultimo. Die „Frankfurter Zeitung“ begründet die höheren Bargeldansprüche mit der Auszahlung von Gratifikationen im Zusammenhang mit dem bevorstehenden Weihnachtsfeiertag. Diese Begründung ist schon deshalb hinfällig, weil praktisch in diesem Jahre keine Gratifikationen ausbezahlt werden. Die starke Geldbeanspruchung (3799 Millionen Mark gegen 3684 Millionen in der ersten Woche des November) erklärt sich damit, daß durch das Weihnachtsgeschäft größere Zahlungen vorgenommen werden müssen, und zwar sind diese Zahlungen an die Lieferanten wesentlich höher als im vorigen Jahre, da sich diesmal die Preise bekanntlich auf einem höheren Niveau bewegen.

Verdoppelte Kartoffelpreise

Die „Frankfurter Zeitung“ bringt einen Artikel über „Kartoffelernte und Kartoffelpreise“, in welchem unsere „Grenzmeldungen“ über die hohen Kartoffelpreise bestätigt werden. Das Blatt schreibt u. a.:

Die Versorgung mit Speisekartoffeln dürfte angesichts der reichlichen Ernte in diesem Jahr keine Schwierigkeiten machen. Indessen haben sich gewisse Störungen in dem üblichen jahreszeitlichen Ablauf der Verteilung gezeigt, die u. a. wohl mit der in diesem Jahr verfolgten Preispolitik zusammenhängen dürften. Bereits im Sommer wurde angekündigt, daß der Verbraucher in diesem Jahr mit höheren Speisekartoffelpreisen rechnen müsse. Der mit der Durchsetzung dieser Politik betraute Reichsbeauftragte für die Kartoffelverwertung sagte daher die Erzeuger-Richtpreise für Speisekartoffeln in diesem Herbst auf eine Höhe fest, die im Durchschnitt etwa doppelt so hoch ist wie im Vorjahre:

	Speisekartoffeln		
	RM. je Ztr. ab Erzeugerstation	Sept. 1934	Okt. 1934
Rote Speisekart., Berlin	2,54	2,40	1,14
Weißer Speisekart., Breslau	2,45	2,35	1,29

Im September d. J. lag damit der Erzeugerpreis für Speisekartoffeln um 60 bis 70 Prozent über dem Vorkriegsstand. Wenn trotzdem der neu eingesetzte Reichskommissar für Preisüberwachung die Erzeugerpreise ausdrücklich gebilligt hat — nur für Teile von Sachsen erfolgte eine kleine Herabsetzung —, so dürfte dabei vielleicht die Überlegung mitgesprochen haben, daß dem Landwirt an irgendeiner Stelle ein preislicher Ausgleich für den mengenmäßigen Mindererlös der Gesamternte dieses Jahres, der bekanntlich bei Getreide nicht gewährt wurde, zugestanden werden müsse. Vor allem hat (nach den Äußerungen des Reichsbeauftragten) der Gesichtspunkt eine Rolle gespielt, daß man durch die verhältnismäßig hohe Festsetzung der Erlöse für Speisekartoffel-Verkäufe verhindern wollte, daß angesichts der Futtermittelknappheit „zu große Mengen in den Tiermagen abrutschen“, wodurch für Frühjahr des nächsten Jahres die Gefahr einer gewissen Knappheit an Speisekartoffeln hätte entstehen können. Uebrigens sind die Erlöse beim Absatz von Frühkartoffeln für Stärke- und Brennereizwecke in diesem Jahr wesentlich weniger herabgesetzt worden als bei Speisekartoffeln, nämlich nur um rund 25 Prozent, beim Absatz an die Kartoffelflockenfabriken wird sich durch die geschilderte Sonderregelung eine Erlösbesserung kaum ergeben. Auch Futterkartoffeln, die besonders lebhaft gefragt waren, weisen in diesem Jahr mit 1,40 bis 1,60 RM. je Zentner gegenüber den Speisekartoffeln einen größeren Abstand auf, als es sonst üblich ist.

Gründe der Produktionsverteilung

Die „K. Z.“ berichtet: Das Bestreben, durch stärkere Heranziehung inländischer Erzeugnisse den Bedarf an Auslandswaren wenigstens teilweise zu ersetzen und dadurch zur Ueberbrückung der Devisen- und Rohstoffschwierigkeiten beizutragen, haben die Ver. Stahlwerke AG. in diesen Tagen den Betrieb auf ihrer Erzgrube Heidweier beim Amberg (Oberpfalz) wieder aufgenommen. Der Grubenbetrieb kam vor einigen Jahren zum Erliegen, weil der Bezug dieser Erze durch die wirtschaftlichen Hüttenwerke aus wirtschaftlichen Gründen auf Schwierigkeiten stieß. Die Aufschlußarbeiten wurden jedoch, um wenigstens einen Teil der alten Belegschaft in Arbeit zu halten, während dieser Zeit fortgeführt. Die Wiederaufnahme der Förderung, durch die eine Anzahl von Bergleuten neu eingestellt werden konnte, wurde durch Gewährung von Frachtermäßigungen der Reichsbahn entsprechend erleichtert, so daß die laufende Verwertung der Amberger Erze gesichert erscheint.

Ein unrentables Unternehmen wird infolge der Rohstoffnot in Betrieb gesetzt. Es muß seine Erze zu Preisen liefern, die weit über den Weltmarktpreisen liegen. Ein neues Beispiel dafür, wie die Selbstkosten im „dritten Reich“ bei zurückgegangenem Einkommen steigen.

Wenn Du Krieg willst, rüste im Frieden!

Soeben erscheint die Schrift von Dr. Norbert Mühlens: „So ging die Arbeitsschlacht verloren!“

Wir halten die Schrift für außerordentlich bemerkenswert: Denn zum ersten Male wird hier in einer Weise, die für jeden verständlich, ja oft geradezu fesselnd ist, Weg und Erfolg der Hitler-Wirtschaft beschrieben.

Die Fülle von geordnetem Material und die vielen Durchblicke auf allgemein Politisches machen die Arbeit von Mühlens besonders interessant.

Wir entnehmen ihr folgendes Kapitel:

Macht nach außen: Wie sie erworben wird, hat Hitler in seinem Buche „Mein Kampf“ festgelegt und — in einer Millionenaufgabe — millionenfach ins Volk getrommelt und gehämmert:

„Was könnte man aus dem Friedensvertrag von Versailles machen! Wie konnte dieses Instrument einer maßlosen Erpressung in den Händen einer wollenden Regierung zum Mittel werden, die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze aufzuspitzen: . . . bis endlich in 60 Millionen Köpfen, bei Männern und Weibern, der gemeinsame Haß zu jenem einzigen feurigen Flammenmeer geworden wäre, aus dessen Glut dann stahlhart ein Wille emporsteigt und ein Schrei sich herausprellt:

„Wir wollen wieder Waffen!“ (S. 714/15.)

„Die nationalsozialistische Bewegung muß versuchen, das Mißverständnis zwischen unserer Volkszahl und unserer Bodenfläche — diese als Nährquelle sowohl wie auch als machtpolitischer Stützpunkt angesehen — zwischen unserer historischen Vergangenheit und der Aussichtslosigkeit unserer Ohnmacht in der Gegenwart zu beseitigen.“ (S. 732.)

„So wie unsere Vorfahren den Boden, auf dem wir heute leben, nicht vom Himmel geschenkt erhielten, sondern durch Lechensinsatz erkämpfen mußten, so wird auch uns in Zukunft den Boden und damit das Leben für unser Volk keine völkische Gnade zuweisen, sondern nur die Gewalt eines siegreichen Schwertes.“ (S. 741.)

„Die geschichtliche Mission des Nationalsozialismus“ überschreibt Hitler jenes Programm seiner Politik: Nicht friedliches Wirtschaftswerk, nur neuerobertes Land kann die „Nährquelle“ des deutschen Volkes sein. Und nur mit dem „siegreichen Schwert“ ist jene Nährquelle zu gewinnen!

Das Schwert werden nicht einige wenige halten, sondern das ganze Volk, — wenn gesiegt werden soll. Denn neben den Elite-Truppen der Luft- und der Motorwaffen werden die Infanterie, die Artillerie und — die Industrie im nächsten Krieg eine entscheidende Rolle spielen. Die „Front“ wird diesmal nicht mehr im Gegensatz stehen zur „Etappe“, zum „Hinterland“, weil auch dort die Front des totalen Kriegs sein wird. Der nächste Krieg wird wieder jene „Volksgemeinschaft“ schaffen, die aus dem Weltbild des letzten Weltkriegs den nationalsozialistischen Führern vorschwebte und die sie im Frieden niemals verwirklichen konnten, weil sie eine Volksgemeinschaft des Krieges ist. Unter den Giftgasen und Flugbomben wird in der Tat eine todgeweihte — „klassenlose Gesellschaft“ errichtet.

Die These des Generals von Seeckt, daß der moderne Krieg ein Krieg der kleinen technischen und militärischen Kadern, nicht ein Krieg der Massen sei, ist populär geworden. Aber von den meisten Fachleuten wird sie nicht anerkannt, gerade das Gegenteil wird festgestellt. Und auch das nationalsozialistische Regime hat sich offenbar dem Programm des Massenkriegs angeschlossen.

Die Rüstung für den modernen Krieg verlangt drei vorbereitende wirtschaftliche Aktionen: erstens muß der eiserne Bestand an Waffen, Munition und sonstigem Kriegsbedarf bereit liegen, den in der Schrecksekunde und der Anlaufzeit des Krieges, in den ersten Wochen der entscheidenden Offensiven, das Heer braucht.

Liefersperre

Die Trikotwarenfabrik Müller und Schweizer, Stuttgart, hat kürzlich an ihre Kunden folgendes Schreiben gerichtet:

Stuttgart, den 16. Oktober 1934.

Wichtig! Betr.: Lieferung.

Durch die Eingänge der letzten Tage, welche den normalen Auftragseingang um ein Vielfaches überschritten haben, sehen wir uns gezwungen, den Verkauf mit sofortiger Wirkung bis auf weiteres zu sperren.

Erst wenn wir mit der Sichtung der Bestellungen zu Ende sind, können wir uns wieder ein klares Bild darüber machen, was unter Berücksichtigung der verhärteten Arbeitszeit und der Schwierigkeiten in der Rohstoffbeschaffung weiter in Auftrag genommen werden kann. Selbstverständlich werden wir dann nicht versäumen, Sie durch Rundschreiben alsbald zu benachrichtigen.

Dazu ist nur zu sagen, daß die Firma nicht deswegen den Verkauf gesperrt hat, weil angeblich der Auftragseingang übergroß war, sondern weil das Unternehmen nicht in normalem Umfange Rohstoffe erhält. Das ist der eigentliche Grund für die Schwierigkeiten des Unternehmens.

Neue Produktionsbeschränkungen

Das Reichswirtschaftsministerium gibt bekannt, daß die derzeitige Anordnung einer Beschränkung der Herstellung von Papier, Karton und Maschinenpappe auf Handpappe, Zellstoff und Holzstoff erweitert wird. Bei Handpappe und Holzstoff wird diese Maßnahme damit begründet, daß in diesen beiden Industriezweigen der Absatz ohnehin schon auf Schwierigkeiten stoße. Die etwas unerwartete Einbeziehung auf Zellstoff wird damit begründet, daß man die Errichtung weiterer Zellstofffabriken verhindern will. Bekanntlich besteht die Absicht, die Kunstseidenproduktion

Der ungeheure Rüstungsbedarf eines modernen Krieges kann aber in seinem ganzen Umfang von keinem Volk vollständig fertiggestellt, auf Lager gestapelt, einsparbereit gehalten werden. Im letzten Weltkrieg verschlangen die Kriegsausgaben des Jahres 1918 das Einzehnfache des Volkseinkommens von 1913. Solchen Kapitalbedarf könnte die angestrengteste Arbeit eines Volkes nicht befriedigen. Ebensovienig wie ein Privatmann seine Nahrungsmittel für die nächsten Jahre aufstapelt, kann ein Volk die Waffen für spätere Kriegsjahre aufstapeln. Das in die Tanks und Kanonen und Flugzeuge investierte Kapital wäre ertragbringender Verwendung entzogen, Kapital und Zinsen wären verloren. Aber Waffen sind kurzfristige Verbrauchsgüter: Wie die Nahrung werden auch sie angeschafft, um sofort „konsumiert“, das heißt: zerstört zu werden. Sachkenner schätzen, daß etwa 9 Monate bis 1 Jahr notwendig sind, um die Maschinerie der Rüstungsproduktion voll in Gang zu bringen.

Deshalb muß zweitens die Industrie des Landes auf einen qualitativen Stand gebracht werden, der es ihr ermöglicht, im Krieg schnell die gesamten neuentstehenden Rüstungsbedürfnisse zu befriedigen. Das industrielle Volumen muß ausgeweitet werden, um im Kriege jederzeit und sofort auf die gewaltig erhöhte quantitative Nachfrage umgestellt werden zu können. Bis dahin aber muß die Industrie privatwirtschaftlich beschäftigt werden; bis dahin müssen Präzisionsmaschinen arbeiten, die durch Auswechslung einer Stanzplatte Gewehrslösser herstellen können, bis dahin müssen Handelsflugzeuge fliegen, die nach Einbau von Waffen Kriegsflugzeuge werden.

Außerlich unterscheidet sich jene industrielle Ausweitung für den Krieg durch nichts von friedlicher Ausweitung im Wirtschaftsaufstieg. Aber äußerlich ist ja auch keiner Kanone anzusehen, ob sie bestimmt ist, am nächsten Tage in die Schlacht gefahren zu werden oder nur als abschreckendes Lehrmittel für ein Friedensmuseum zu dienen. Daß die industrielle Ausweitung für den Krieg vorgenommen wird, kann erst behauptet werden, wenn die übrige Politik und Wirtschaftspolitik in gleichem Maße auf den Krieg eingestellt sind. Vor allem die Entflammung kriegerischen Geistes im Volk, die soldatische Erziehung der Jugend, die Aufklärung der Massen über Waffengebrauch, sei es auch nur durch Kriegsfibel, gehören dazu, sie beweisen das Kriegspotential auf dem menschlichen Materialabschnitt und weiten es aus.

Drittens aber muß ein Land, das auf den Krieg vorbereitet wird, unabhängig vom Ausland sein, unabhängig von der Nahrungsbeschaffung, unabhängig in der Rohstoffversorgung. Der Weltkrieg ist von Deutschland ja nicht zuletzt deshalb verloren worden, weil in dieser Beziehung nichts vorbereitet war, weil weder Proviant noch Kriegsmaterial in der blockierten Festung Deutschland aufgestapelt waren. Wie von den Rüstungswaren, den Kanonen, den Flugzeugen und Kriegsmaterialien, werden auch von Nahrungsmitteln und Rohstoffen eiserne Vorräte gebraucht, die vom ersten Tage des Kriegseintritts an abrufbereit liegen; und die ausreichen, bis die wohlvorbereitete Inlandsproduktion sich eingespielt hat, bis sie die weitere Versorgung durchführen kann. Nahrungsfreiheit, Rohstofffreiheit, volle Autarkie, Ersatzproduktion: dies sind die Grundlagen aller Aufrüstungspolitik, ausgedrückt in nationalsozialistischer Geheimsprache. In dieser Schrift werden wir nachweisen, daß vom ersten Hitlerstage an jene Ziele angestrebt worden sind, daß selbst die Ersatzproduktion nicht ein Kind der Not war (wenn sie auch seit der Devisennot von Beginn 1934 an beschleunigt wurde), sondern seit Bestehen des Nationalsozialismus planmäßig vorbereitet worden ist. Auch in der direkten Rüstungsproduktion wie in der Aufstapelung eiserner Bestände hat der Nationalsozialismus von vornherein sein Ziel gesehen.

Mit solcher Rüstungspolitik wird die Macht nach außen angestrebt, zugleich aber sucht der Nationalsozialismus Festigung seiner Macht im Innern.

auf Kosten der Woll- und Baumwollproduktion wesentlich zu erweitern. Eine steigende Kunstseidenproduktion würde aber eine Erhöhung des Zellstoffbedarfs nach sich ziehen, deshalb wurden bereits Anträge auf Errichtung neuer Zellstofffabriken gestellt, die aber jetzt auf Grund der neuen Verordnung abgelehnt wurden, und zwar deshalb, weil die bestehenden Zellstofffabriken auch heute noch einen erheblichen Teil ihrer Produktionsanlagen nicht ausgenutzt haben und somit in der Lage sind, auch einem etwaigen erhöhten Zellstoffbedarf zu genügen.

Steigende russische Produktion

Die Gesamtproduktion der sowjetrussischen Schwerindustrie in den ersten 10 Monaten dieses Jahres übersteigt die des Vorjahres um 3,5 Milliarden Rubel oder 27 Prozent. Die Zahl der Arbeiter mit Ausschluß der Saisonarbeiter stieg um 9,8 Prozent. Der Jahresplan war in den zehn Monaten zu 82,4 Prozent erfüllt. Die Arbeitsproduktivität stieg in dieser Periode um 14 Prozent. Verglichen mit dem Durchschnitt von 1933, sanken die Produktionskosten in der Schwerindustrie in den ersten 9 Monaten um 5,7 Prozent. Besonders bedeutsam ist die Entwicklung der Eisenhüttenindustrie.

Tauschgeschäft in Wolle

Zwischen der deutschen und der südafrikanischen Regierung ist im Lauf der Verhandlungen um die Wiederaufnahme der südafrikanischen Woll-Lieferungen nach Deutschland eine vorläufige Vereinbarung zustande gekommen, die auf Grund eines besonderen Finanzierungsplans deutschen Wollimporteuren den Bezug südafrikanischer Wolle ermöglichen soll. Es ist in Aussicht genommen, in kurzem eine generelle Vereinbarung über den Bezug südafrikanischer Wolle im Tauschweg zu treffen. Die vorläufige Vereinbarung ist am 30. November in Kraft getreten.

Das Geheimnis von Monte-Carlo

„Gott, wie langweilig!“ wird der Leser ausrufen, wenn er die Überschrift liest. „Schon wieder Monte-Carlo! Als ob das nicht schon Tausende beschrieben hätten, Dostojewski und Hedwig Courts-Mahler, Egon Erwin Kisch und Edgar Wallace, Stefan Zweig und der „Sonderberichterstatler“ des Groß-Bückesheimer Anzeigers.“

Du hast Recht, lieber Leser! Du hast auch Recht, wenn Du sagst, es sei langweilig. Langweilig ist es weiß Gott! Aber wir wollen Dir so kurzweilig wie möglich schildern, wie langweilig es ist!

Gegenüber dem Casino von Monte-Carlo steht das Hotel de Paris... aber wir wollen gar nicht von gegenüber sprechen, sondern vom Casino selbst.

Das Casino sieht aus... wie sieht es aus? Kisch sagt, wie ein geschminkter Bahnhof. Warum drückt er sich so milde aus? Er hätte ruhig sagen dürfen, daß man seine Erbauung glatt Wilhelm II. zutrauen darf. Kennen Sie die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin? Den Berliner Dom? Gar das Münchener Rathaus? Oder gottbehüte sogar den Wiesbadener Bahnhof? Nehmen Sie das alles zusammen, multiplizieren Sie es mit 10, addieren Sie alles dazu, was Sie an gräuslichem kennen — so sieht das Casino von Monte-Carlo aus!

Das Innere jedoch ist das Äußere zur Potenz erhoben, mit Plüsch und Samt und all dem Kram aus Urgrößvaters guter Stube.

Auf dem Platz vor dem Casino steht ein Polizist, oder vielmehr die Karikatur eines Polizisten, ganz in weiß, mit einem Tropenhelm behaftet und zahlreichen Schnüren. Hoffentlich kommt Göring nie nach Monte-Carlo, sonst ist es um die Uniform des Polizisten geschehen. Aber wir wollten ja nicht von Polizisten und Lametta-Hermann reden, sondern vom Casino selbst.

Ueber eine majestätische, edle Marmortreppe betritt man nun die Vorhalle des Glückstempels.

Ja, glaubste, Du wärest soweit! Keineswegs! Ein Riesenhüro nimmst Dich auf, Du mußt Deinen Paß vorweisen oder ein sonstiges Pièce d'identité, man prüft genau, ob Du schon über 21 bist, und ob nicht etwa Angestellter, denn wer weiß, Du könntest die Portokasse Deines Chefs verspielen oder sonstiges nicht Dir Gehörendes — bekanntlich machen das nur Angestellte, und noch nie hat beispielsweise ein selbständiger Anwalt Geld unterschlagen... Sie sind ja so moralisch in Monte-Carlo. Dein eigenes Geld darfst Du verspielen, wenn Du sie hast, Millionen sogar; aber fremdes? Es ist keine gute Reklame, wenn in den Zeitungen steht:

„Der Buchhalter X. der Chemischen Werke Y in Z. hat die Löhne der Firma unterschlagen und in Monte-Carlo verspielt. Er wurde beim Verlassen des Casinos verhaftet.“

Auch darfst Du das Casino nicht betreten, so Du Einwohner des Fürstentums Monaco sein solltest. Denn wenn die Eingeborenen spielen würden und täten sich dann hinterher erschießen — wer sollte hinfort die Arbeit im Casino verrichten? Denn fast alle Angestellten sind Monégassen: die Paßprüfer und Türsteher, die Billettkontrolleure und Auskünfte, die Dolmetscher und Hausdetektive, die Garderobemänner und -frauen, die Croupiers und sogar der „letzte Mann“.

Aber wir schweifen ab. Unser Paß ist geprüft und gut befunden, wir dürfen nunmehr zehn Franken berappen für das zweifelhafte Vergnügen, auch das übrige Geld dem Casino dalassen zu dürfen, und nun schreiten wir, unserer Würde und vor allem der des heiligen Ortes bewußt, dem Spielsaal zu.

„Die jungen Eheleute, die ihren Honigmond in Monte verbrachten, blicben gehendel stehen: „Hach, Edmund, welcher Glanz! Es droht mir schier die Sinne zu rauben!“

„Ja, Gertraude, gelichtetes Wesen Du, es ist — äh — frappant.“

Der junge Assessor klemmte den Monogel fester ins Auge und ließ es interessiert umherschweifen.

„Sieh nur, Edmund, dort den alten Spieler! Wie seine Augen gleich denen des Habichts dem Lauf der rollenden Kugel folgen!“

„Ja, und dort, Gertraude, die verlebte Kokotte, wie sie die Finger krampft um den Haufen vor ihr liegenden Goldes! Und sieh nur, jene, mit dem kostbaren Ohrgehörne, wie sie die Perlenkette mit lässiger Gebärde

vom Nacken löst und dem Croupier hinwirft, der sie geringschätzig lächelnd einstreicht! Is ja kolossal!“

„Oh, Edmund, mich schaudert!“

Und dazwischen klingt das rhythmische, faszinierende und die Nerven vibrierende Klappern der Chips, mit denen gespielt wird. Ein feines Surren schwirrt durch den festlich erleuchteten Raum, das Surren jener kleinen Elfenbeinkugel, die das Schicksal manches Menschen entscheiden mag.

Das junge Ehepaar...“
(Rudolph Stratz: „Die von der Unterelbe“)

Nein, es ist alles Schwindel! Wir sehen weder den Mann mit den Habichtsaugen noch die fingerkrampfende Kokotte, und weder sehen wir die Dame, die die Perlenkette verspielt, noch hören wir das Klappern der Chips und das Rollen der Kugel.

Eine Menge Leute sind im Saal, Damen in Shorts und Männer in Leinenhose und Poloemid, Viehhändler aus der Provinz mit ihren dicken Frauen und — viel, viel Neugierige.

Gewiß, an den Spieltischen wird gespielt. Die meisten setzen den niedrigsten Einsatz, zehn Franken, hin und wieder versteigt sich mal jemand zu einem etwas höheren Betrag, zwanzig Franken beispielsweise. Die Bekanntmachung über den Spieltischen, daß der Höchsteinsatz 36 000 beträgt, ist Renommiererei: es setzt ohnehin keiner soviel!

Der größte Teil der Besucher läuft planmäßig im Saal herum, sieht mal an diesem Tisch den Spielern über die Schulter und mal an jenem, einige Unentwegte machen sich dauernd Notizen und schreiben sich jede Zahl auf, die herauskommt, es riecht schlecht nach einer Mischung von billigem Parfüm und kaltem Zigarettenrauch, die Croupiers gähnen diskret — kurz, es ist zum Sterben langweilig. Fünf Minuten, und man hat die Nase voll. Auf jeden Spieler kommen zwanzig Zuschauer.

Keine Kokotten streichen im Saal herum, denn erstens würde es sich kaum lohnen, und zweitens ist die Prostitution im Fürstentum gesetzlich verboten.

Keine Männer wanken irre einher und raufen sich 'ie Haare, weil sie das Vermögen der unmündigen Tochter verspielt haben oder gar, was noch weitaus schlimmer wäre, ihr eigenes.

Kein Buckliger ist da, der seinen Buckel zum Betasten hinhält, weil das Glück bringen soll.

Kein — ach, es ist weitaus leichter, das aufzuzählen, was nicht da ist als das, was man wirklich sieht.

Und da wir gerade bei dem sind, was nicht da ist: auf der weißen Marmorbank im herrlichen Park sitzt kein Selbstmörder, dem die Kravatte unordentlich um den Hals baumelt und der mit verglasten Augen am Revolverhahn herumfingert.

Nein, es ist alles nicht da! Da sind nur schrecklich viele Neugierige, und manchmal rafft sich einer auf, ermuntert von dem Ruf des Croupiers „Messieurs — dames, faites votre jeu!“ und setzt, schüchtern und zaghaft, zehn Franken, verliert sie und geht, stolz darauf, seinen Verwandten und Bekannten berichten zu können: „Ich habe in Monte im Casino gespielt!“

„Jeder einmal in Monte-Carlo!“ — einmal und nie wieder!

Es ist nicht nervenkigeln, faszinierend, romantisch, atemberaubend, imposant, grausig, erschütternd, überwältigend oder sonst wer weiß was, es ist, sagen wir es einfach und schlicht, es ist langweilig!

Daß es aber so voll ist trotz dieser Langeweile, die sich allmählich herumgesprochen haben dürfte, daß immer wieder Neugierige kommen und immer wieder und daß sie dann hinterher die unglaublichsten Wunderdinge zu berichten haben — das ist das Geheimnis von Monte-Carlo!

Georg Wilman.

Emil Ludwig über Hindenburg

Mitte Dezember erscheint im Querido Verlag, Amsterdam, ein Buch von Emil Ludwig: *Hindenburg*. Dieses neue Werk behandelt das Leben des Feldmarschalls und Reichspräsidenten im Zusammenhang mit den wichtigsten Ereignissen deutscher und internationaler Politik bis in die jüngste Vergangenheit.

Es eröffnen sich ungeahnte Möglichkeiten. Bei der Schirmfront darf und wird es natürlich nicht bleiben. Wir sind begeistert, wir schlagen Neugründungen vor und hoffen, daß unsere Stimme im Propagandaministerium nicht ungehört verhallen wird.

Wie wäre es mit einer deutschen Pantoffelfront? Man denke, welche Aussichten sich hier ergeben! Die Pantoffeln können handgestickte Hakenkreuze, Eichenkränze oder Führerbilder tragen, aber tausend Stickerinnen bekommen lohnende Beschäftigung, von den Babuschenmachern gar nicht zu reden. Die Pantoffelfront wäre wiederum in eine Dachorganisation — etwa in die „deutsche Haussegenfront“ — einzugliedern, der sich gleichzeitig andere Fronten anschließen hätten, z. B. die NS-Wärmeflaschenfront, die NS-Wandspruchfront, die Sofaschoner-, die Nippes-, die Kaffeewärmer-, die Vertiko- und die Handarbeitsfront, Gruppe Kreuzstich.

Es ist im „dritten Reich“ an Front-, Bund- und Gruppenbildung, an Um-, Zwischen- und Eingliederung, an Neu- und Umbesetzung der Fronten, an der Überwindung der alten Größeres bleibt noch zu tun übrig. Frontheil der Regenschirmfront! Sie hat neue Wege gewiesen.

Wechselgesang

(Auf „Kraft-durch-Freude-Fahrten“ zu singen)

Der Propagandaminister:
Hoch die Fahnen! Hoch die Flossen!
Präsentiert den Stiefelschaft!
Heißa, lustig, Volksgenossen!
Jubelt laut aus voller Kraft

Die Bonzen:
Wir sind die Arrivierten.

Die Andern:
Und wir die Angeschmierten.

Der Propagandaminister:
Heil Hitler! Heil! Heil!
So hat jedermann sein Teil.

Die Bonzen:
O wie schön erwärmt uns solche
Futterkrippenuniform.
Großgehälter! Ehrendolche!
Kraft durch Freude wirkt enorm.

Der Propagandaminister:
So schwelgt das Volk im Glücke.

Die Andern:
Die Löhne gehn zurücke.

Die Bonzen:
Vorwärts kommt die Nation
nur durch abgebauten Lohn

Die Andern:
Uebertölpelt und zerschunden
...cht das Volk im Stachelndraht.
Bilde wird der Mut gesunden
Die Vergeltungsstunde naht.

Die Bonzen:
Jann wird die Lage trüber

Der Propagandaminister:
Die Sendung ist vorüber.

Die Andern:
Laut tönt das Kampfgeschrei.
Tod der braunen Kumpanei,
Herr Ley!

Der rote Hans

Alte Lieder, neuer Sinn!

Von einer „geschlossenen, gottesdienstlichen Reformationsfeier am 31. Oktober 1934“ in Berlin sendet uns ein Freund die gedruckten Liedertexte. Die Feier begann mit einem Lutherlied:

Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort
Und steu're Deiner Feinde Mord.

Nach weiteren Gebeten und Ansprachen folgte „Ein' feste Burg“ mit den Versen:

Der alt' böse Feind
Mit Ernst er's jetzt mein.
Groß' Macht und viel List,
Sein grausam' Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht seinesgleichen.

Und wieder sprach ein Pfarrer, dann sang die Gemeinde „Und wenn die Welt voll Teufel wär“:

Der Fürst dieser Welt
Wie saur er sich stellt,
Tut er uns doch nicht
Das macht, er ist gericht.
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Und zum Schluß brauste es:

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Es gab eine Zeit, in der es vielen Protestanten und Nichtprotestanten schien, als hätten diese Worte ihren Sinn verloren. Jetzt haben sie ihn wieder! Sogar auch für Ungläubige!

Staatsfeind Nr. 1

Deutsche regierung verbietet amerikanischen Gangsterfilm

In Deutschland ist die filmische Dramatisierung des Schicksals Al Capones, ein Drama „Staatsfeind Nr. 1“, von der Filmzensur verboten worden. „Der Film zeigt eine Häufung schwerster Verbrechen und die ganze Rohheit der Verbrecher“, heißt es in der Entscheidung. Und weiter: Der Filmzensor hat die Arbeiterbevölkerung treffen wollen. Er tut ihr Unrecht. Die organisierbare Masse, die von der Sozialdemokratie und von den Gewerkschaften unzerstörbare Bildungswerte empfangen hat, ist gegen Kriminalfilme dieser Art immun. Allerdings ist zugegeben, daß sich an der Peripherie der Großstädte allerlei lichtscheues Gesindel herumzutreiben pflegt. Kerle dieser Art lehnen es ab, sich gewerkschaftlich zu organisieren, verschlingen Schundromane von Karl May und ähnlichen Autoren, fuchteln bei jeder Gelegenheit mit der Revolver herum und enden, nachdem sie verschiedene kleinere Vorstrafen wegen Rohheitsdelikten erlitten haben, normalerweise im Zuchthaus. Geraten sie jedoch in ungewöhnliche Verhältnisse, dann vermögen sie durch Art und Zahl ihrer Verbrechen die ganze Welt in Erstaunen zu setzen, und ihrer Wirklichkeit gegenüber verblaßt jeder Kriminalfilm.

Al Capone war nur ein kleiner Stümper. Und doch hat die Filmzensur recht, wenn sie den Film, der von ihm handelt, für staatsgefährlich hält. Schon sein Name allein könnte Millionen und aber Millionen schlagartig zu der Erkenntnis bringen, wer in Deutschland Staatsfeind Nr. 1 ist!

Eine Republik zu bauen aus dem Monarchien... zergerissenen Monarchie ist freilich ein schweres Problem. Es geht nicht um das, daß erst jeder Stein anders gehauen ist, und dazu gehört Zeit.

Georg Christian Lichtenberg.

Heil Regenschirm!

Der neue Frontgeist

Wenn deutsche Geschäftsleute in dieser Zeit für Haferflocken oder Kragenschoner, für Pulswärmer oder Bettvorleger Reklame machen wollen, dann sagen und schreiben sie nicht: „EBt unsere Haferflocken, wärmt eure Pulse mit unsern Wollstramüffchen!“, dann predigen sie in ganz, ganz anderen Tönen. Zum Beispiel so:

„Getragen von dem großen Verantwortungsbewußtsein, für ihren Teil am wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands mitzuarbeiten, unternimmt es . . .

Wer unternimmt? Der Reichstag? Die Arbeitsfront? Die Bauernschaft? Aber nein

„unternimmt es die deutsche Schirmbranche, sich mit einem Pressausschreiben an das gesamte deutsche Volk zu wenden. Wir wenden uns insbesondere an alle denkenden Schirmfreunde . . .“ usw. usw.

Dieses Zitat ist wörtlich einem von Karstadt, Berlin, herausgegebenen Sonderdruck entnommen, und das ganze heißt:

„Pressausschreiben der deutschen Schirmfront.“ Schirmfront? Wir lauschen. Ja, dann allerdings! Eine „Front“, das ist schon etwas eine „Front“ berechtigt zu den schönsten

„Front“ ist kein Pathos gewaltig

„Front“. Hoffentlich hat die Schirmfront nicht verabsäumt, Adolf Hitler zum obersten Schirmherren zu ernennen.

„Preußischer Kommiß“

Soldatengeschichten / von August Winnig

August Winnig, der Verfasser der vor dem Kriege erschienenen Schrift „Preußischer Kommiß“, ist heute glühender Nationalsozialist. Er dient der braunen Sache in Wort und Schrift, unter Preisgabe seiner Vergangenheit. Einst, als junger Proletarier, war er zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie gekommen, bewegt von den hohen Gedanken der Freiheit und der Menschenrechte. Es gelang ihm, im freigewerkschaftlichen Bauarbeiterverband einen führenden Posten zu gewinnen. Nach der Umwälzung von 1918 wurde er Oberpräsident in Ostpreußen, damals freilich schon in seinem alten Bekenntnis zögernd und schwankend. Sein politisches Ende in der Republik führte der Kapp-Putsch vom März 1920 herbei. Es erwies sich, daß er der zweideutigen Haltung der Reichswehrkommandeure in jenen kritischen Tagen Vorsehung geleistet hatte.

Dann rutschte August Winnig immer weiter nach rechts. Er wurde der Vertrauensmann Hugenbergs und Stinnes, für deren Blätter er seine linke Feder in Bewegung setzte. Heute ist er einer von den 110-Prozentigen: wildester Nationalsozialist, begeisterter Militarist und nationalsozialistischer Schriftleiter. Sein Buch „Preußischer Kommiß“ hat er längst verlegt, weil es die denkbar schärfste Anklage des militaristischen Kadavergehorsams darstellt, zu dessen Anbetern er heute gehört. Ein Grund mehr für uns, unseren Lesern einige Kapitel aus dem Buche August Winnig vorzulegen.

Auf Festung

7. Fortsetzung

Es waren aber auch wirkliche Erzganner auf der Bastion, die ihre Strafe redlich verdient hatten. So z. B. ein Gefangener, der als Kompanieschreiber die Soldatenbriefe geöffnet und die Wertpapiere (Banknoten, Briefmarken) daraus entwendet hatte. Außerdem ein degradiertes Feldwebel, der ein Mädchen schwängerte und dann sagen ließ, nachdem er ihr ein Sparkassenbuch von einigen hundert Mark gestohlen hatte. Dieser Ehrenmann war aber nicht bei den „sittlich Schlechteren“, sondern Stubenältester und Schreibhilfe im Bastionsbüro.

Nach dem Auftritt mit Knüpfel hatte ich zwei Tage wenig mit ihm gesprochen. Wenn ich ihn manchmal verstohlen beobachtete, so erschien er mir als einer, der dem Irrsinn nahe ist. Die Rechte führte den Pinsel, während sich die Linke bald zur Faust ballte und Stöße in die Luft ausführte, bald mit auswärts gespreizten Fingern Klavier zu spielen schien. In seinem Gesicht zuckte es. Bald bohrten sich die Augen zornig in die Weite, bald lächelte er wie im stillen Triumph vor sich hin. Dann stand er plötzlich kerzengerade vor seiner Arbeit und musterte sie, als ob es sich um ein großes Kunstwerk handelte. Auch gegen mich war sein Verhalten widerspruchsvoll. Er konnte mir eben freundlich zugewinkt haben, im nächsten Augenblick knurrte er und blickte mich böse an, wenn ich ein Wort sagte. Ich faßte darauf den Vorsatz, ihn ganz in Ruhe zu lassen. Darüber gingen einige Tage hin.

In der Mitte des Halbkreises, den die Bastion bildete, erhob sich ein dicker, runder Turm, etwa zehn Fuß höher als das Dach des Hauptgebäudes. Halb stand er innen und halb außen vom Halbkreise. Seine Rückseite war nicht wie die anderen Gebäude bis zum Dach hinauf mit Erde beschüttet, sondern ragte wenigstens mit den zwei oberen Geschossen frei in die Luft. Das alte Bollwerk hatte so viel Räume wie Stockwerke, nämlich drei. Die beiden unteren wurden schon lange als Magazine benutzt, der obere jedoch, jedenfalls früher eine Wachstube, beherbergte außer einem zerfallenen Ziegelsteinofen und etwas möbelartigem Gerümpel nur Spinnen und Fledermäuse. Seine Decke war an einigen Stellen abgeblättert, und was noch fest daran saß, das war schwarz und von einem glitschigen Schleim bedeckt.

Wir hatten den Auftrag erhalten, dies wüste Zimmer in Ordnung zu bringen. Das gab eine willkommene Arbeit, denn es war, nachdem wir erst einmal die Fenster geöffnet hatten, hell und luftig in dem runden Raum. Dazu eine weitreichende Aussicht nach beiden Seiten der Bastion; das war für uns Grund genug, die Geschichte etwas in die Länge zu ziehen. Da war es an dem Samstagabend, wo ich meine fünfte Woche anfang — wir arbeiteten schon den zweiten Tag in dem kleinen Raum —, als mir Knüpfel plötzlich in der Freistunde der Einzelhäftlinge, die auch für uns immer die freieste war, ohne vorher ein Wort zu sagen, erklärte, heute sei sein letzter Tag. Ich sah ihn nur mitleidig an und schüttelte den Kopf, ich dachte, daß er sich vielleicht mit Selbstmordgedanken trage.

„Du glaubst nicht, daß es mir gelingt?“ fragte Knüpfel scharf.

„Was gelingt?“

„Nun, mein Plan! Du kennst ihn doch!“

„Ich weiß nichts von Deinem Plan. Willst Du vielleicht ausbrechen?“

„Na freilich! Ich wollte ja, daß ich Dir erzählt hatte.“

„Du hast mir gar nichts erzählt, hast in den letzten Tagen überhaupt so gut wie nichts mit mir gesprochen.“

„Aber doch! Wir haben ja alle Einzelheiten überlegt.“

„Wann soll das gewesen sein?“

„Gestern und vorgestern, hier oben.“

„Du irrst Dich. Du hast mit Dir selbst gesprochen, schon seit einer Woche, aber zu mir hast Du nichts gesagt.“

Knüpfel besann sich eine Weile, dann sagte er: „Siehst Du nun ein, daß ich fort muß, wenn ich nicht ganz verrückt werden soll?“

„Ja, das sehe ich ein. Aber wie willst Du es anfangen?“

„Es geht wunderbar leicht. Die Dummköpfe glauben, mit ihren Gittern alles zwingen zu können. So gar die Schornsteine sind vergittert, bloß dieser im Turm nicht. Wenn Du den Kopf durch dies Loch steckst, siehst Du eben das Tageslicht; es sind kaum zwei Meter. Da will ich durchrutschen. Die Schornsteinfeger machen es gerade so. Die sollen mir zum Muster dienen auf der ganzen Reise. Hast Du sie schon hier oben auf den Dächern herumvoltigieren sehen? So will ichs auch machen. Das ist eine Verkleidung, die unkenntlich macht und leicht zu beschaffen ist. Den schwarzen Anzug haben wir ja sowieso. Das Gesicht färbe ich mir mit Ruß, unsere Leine und unsere Besen nehme ich mir als Handwerkszeug mit auf den Weg. Glaubst Du nun, daß ich fortkomme?“

„Nein, das glaube ich nicht. Denn zuerst mußt Du hier oben die Platte vom Kamin werfen, und das Geräusch wird Dich schon verraten. Dann mußt Du über den Exerzierplatz, wo sie Dich von der Feldwebelwohnung aus sehen können. Dann mußt Du über die Mauer, hinter der der Posten patrouilliert. Und wenn Du das alles hinter Dir hast, dann bist Du noch ebenso sicher verloren, denn man wird Dich sofort verfolgen und spätestens am nächsten Tage fassen. Und wo wolltest Du bleiben. Du kannst doch nicht ewig herumlaufen? — Nein, laß das ruhig bleiben. Du machst nichts besser damit.“

„Du rätst mir nicht gut. Ich habe alle Konsequenzen gezogen und gefunden, daß ichs nicht schlimmer bekommen kann. Bleibe ich hier, so sehe ich die Freiheit niemals wieder, denn ich werde verrückt oder ich sterbe. Darum will ichs wagen. Werde ich wieder gefaßt, dann sicher nicht lebend. Aber wenigstens frei bin ich noch einmal gewesen, frei, wie die Raben, die da nach dem Gebirge ziehen. Habe vielleicht noch einmal unter freiem Himmel im jungem Gras geschlafen und habe die Bastion von fern im Dunst liegen sehen, wie einen Klumpen Unglück, den ich mir von der Brust gewälzt habe. Bin ich erst draußen, dann mögen sie kommen, ich fürchte mich nicht, mit ihnen zu kämpfen. Gegen die Kugel setze ich den Stein, gegen das Bajonett den Knüpfel.“

Ich mußte trotz des Ernstes der Lage doch ob seines Kampfesmutigen lächeln. Aber ich sah ein, daß ich nicht, daß keiner ihn veranlassen könnte, von seinem Vorhaben zurückzustehen. Innerlich stimmte ich ihm auch zu: er hatte recht. Hier waren für ihn alle Lose Niete, dort war wenigstens unter Hundert vielleicht doch noch ein Treffer.

„Ich sehe, jetzt gibst Du mir schon halb recht. Du wirst es gleich ganz tun. Paß auf: Meine Verkleidung ist in zwei Minuten fertig. Dort im Eimer steht der Ruß, darunter liegt ein schwarzer Lumpen, mein Mundtuch, das ich auch über den Kopf binde. Unter den Lumpen liegt Brot, es reicht für zwei Tage. Unter diesem Schutthaufen steckt eine Kugel, die an die Leine gehört, ich habe sie von Gips geformt und mit einem krummen Drathnagel versehen, ohne daß jemand etwas davon gemerkt hat. Ich glaube, damit werde ich einem Schornsteinfeger ähnlich genug sehen. Nur ein Hut fehlt mir, aber es gibt auch Schornsteinfeger, die ohne Hut gehen. Und viel werde ich mich ja auch nicht sehen lassen. Die Hauptsache ist, wie ich hier fortkomme, denn es muß heute Abend geschehen. Kurz vor Feierabend. Ich denke, ein Viertel nach Sieben. Da ist es dunkel genug, daß ich über den Exerzierplatz kommen kann.“

„Ganz gut, aber wie?“ warf ich ein.

„Du mußt mir helfen. Und Du tust das auch, denn ich weiß, daß Du ein Mensch bist.“

Ich nickte.

„Wenn die Kirchenuhr ein Viertel nach Sieben schlägt, nimmst Du einen Eimer und sagst zu dem Sergeanten, Du wolltest Kreide aus dem Magazin holen, die eingeweicht werden soll, damit sie sich bis Montag gelöst hat. Er wird mitgehen.“

„Wird er es tun?“ fragte ich zweifelnd.

„Ganz gewiß wird er es tun! Unten im Magazin mußt Du erst eine frische Tonne öffnen, dabei mußt Du so lange verweilen, daß Du erst nach einer Viertelstunde wieder oben bist. Du darfst Dich dann hier oben nicht aufhalten, je weniger, um so besser für Dich. Du mußt Dich sichern. Wenn Du wieder hinuntergehst, mußt Du so obenhin sagen, ich wäre wohl schon unten. Aber so harmlos wie möglich! Man wird erst beim Schlußappell merken, daß ich fehle, und bis dahin habe ich eine halbe Stunde Vorsprung. Dann wird man mich erst in der Bastion suchen, nachher vielleicht in der Stadt. Sicher gewinne ich eine Stunde, ehe man meine eigentliche Verfolgung aufnimmt, und bis dahin bin ich schon weit genug. Die Verkleidung wird mich schützen.“

Ich war erstaunt über alle diese Vorbereitungen; sie waren so gut, wie nur irgend möglich. Aber es konnte doch nichts werden. Wo wollte er bleiben? Zwei, drei Tage ging es wohl, aber dann?

„Dein Plan gelingt vielleicht“, sagte ich, „aber wohin willst Du? Du mußt doch irgendein Ziel haben?“

Knüpfel sah mich ernst an: „Es ist für Dich besser, wenn

Ich möchte lieber Raub und Mord
Auf meiner armen Seele haben,
Als heudlerisch mit einem Sklavenwort
Den Aberglauben und den Despotismus haben.
Gottfried August Bürger.

Ein einsichtiger und zurückhaltender Mann läßt sich weder leiten, noch sucht er andere zu leiten: er will, daß die Vernunft allein und in jedem Falle regiere.

Les caractères, IV. — Du coeur, page 74.
La Bruyère

Du es nicht weißt; denn ich glaube, man wird Dich sehr scharf fragen.“

Ich überlegte die Sache, aber mein Interesse war zu groß, ich mußte es wissen.

„Sag es mir, vielleicht kann ich Dir helfen. Ich habe Bekannte in Böhmen.“

„Ich auch. Wenn Du Dich stark genug fühlst, sollst Du es wissen: ich will nach Freiwaldau, dort ist ein Vetter meines Vaters, ein Strumpffabrikant.“

„Dann gehe“, sagte ich, „besseren Unterschlupf könnte ich Dir nicht verschaffen; der ist reich, meine Bekanntschaft aber sind arme Leute und sie wohnen nicht so nahe an der Grenze.“

„Kann ich mich auf Dich verlassen?“

Ich reichte ihm die Hand: „Das kannst Du.“

„Ich werde es Dir vergelten! Kann ich auch niemals wieder nach Deutschland kommen, so will ich Dir doch schreiben, und wenn ich Dir einmal helfen kann, so werde ich es tun. Darauf verlasse Dich!“

Ich wehrte ab: „Anderen Dank als ein freundliches Gedanke und ab und zu ein Lebenszeichen von Dir will ich nicht. Aber eine Verpflichtung will ich Dir auferlegen, indem ich Dir sage: ich bin Sozialdemokrat. Wie Du Deine Pflicht nun auffaßt, ist Deine Sache.“

Knüpfel sah mich einen Augenblick befremdet an, dann sagte er: „Dann hast Du eine gute Gesinnung; ich werde es vielleicht auch einmal, wenn ich erst wieder an etwas Besseres denken kann. Ich weiß, die lassen keinen Armen im Stich.“

„Nun müssen wir aber arbeiten, damit der Sergeant nicht über Faulheit klagt.“

Wir gingen wieder an unsere Hantierung, und als der Sergeant von der Freistunde zurückkam, konnte er nicht merken, daß wir drei Viertel der Zeit vertrödelt hatten.

Mir ging nun nichts weiter durch den Kopf, als Knüpfels Plan. Er erschien mir zwar recht verwerflich, aber allmählich glaubte ich doch an ein Gelingen. Nur der Weg durch den Kamin wollte mir noch nicht recht passen. Hätte er nur versucht, die Platte etwas zu lockern und an die Seite zu schieben! Je mehr ich daran dachte, um so mehr verannte ich mich darin, daß die Flucht an der Platte scheitern müßte. Die Platte war jedenfalls recht schwer, und Knüpfel mußte sie heben, ohne festen Boden unter den Füßen zu haben. —

Das Mittagessen wollte mir nicht schmecken, obwohl ich so hungrig wie alle Tage war. Jede Anrede in der Stube ärgerte mich, und die Unruhe ließ mich nicht los. Ich war froh, als die Pause vorbei war, bei der Arbeit brauchte ich mir nicht soviel Gewalt anzutun. Aber der Nachmittag dehnte sich endlos lang. Manchmal sah ich nach dem klaren Himmel, ob nicht eine schöne dunkle Wolkenwand als Bundesgenosse herbeiziehen wollte, aber es blieb klar. Nur ein feiner leichter Dunst breitete sich um sechs aus. Wenn er sich doch zum Nebel verdichten wollte!

Knüpfel war viel ruhiger als ich. Mit harmlos gleichgültiger Miene sprach er zu dem Sergeanten, mit dem er sich oft ein wenig, allerdings recht vorsichtig, zu streiten liebte. Jetzt sprachen sie über neutrale Farben, und Knüpfel wollte das Graublau nicht dazwischen wissen, für das sich der Sergeant ins Zeug legte. Davon sprangen sie zu feldmäßigen Uniformen über, und sie behielten alle die alten Sachen noch einmal durch. Knüpfel zeigte dabei eine Ruhe und Geistesgegenwart, die ich in diesem zermürbten Körper nicht gesucht und die ich nicht besessen hätte. Aber er plauderte, als wenn gar nichts bevorstände. Und dabei ging die Zeit so unglaublich langsam hin.

Endlich schlug es sieben. Ich spähte nach Knüpfel. Er drehte sich einmal kurz um und sah mich einen Moment an. Ich ließ die Turmuhr nicht mehr aus den Augen. Draußen hatte die Dämmerung begonnen und in den Ecken des Zimmers hockte schon die Nacht. Nun war es ein Viertel. Der Moment der Entscheidung war da. Ich schöpfte noch einmal tief Atem, dann nahm ich den Kasten, in dem wir uns gewöhnlich die Kreide zutrug und wandte mich zum Sergeanten. „Ich will noch einen Kasten voll Kreide holen und einweichen, dann hält uns das am Montag nicht so sehr auf.“

„Jetzt noch?“

„Ja.“

„Na, dann kommen Sie!“

Ich ergriff den Kasten und stürzte hinunter, der Sergeant kam langsam nach. Im Magazin war es schon sehr finster und es dauerte einige Minuten, ehe ich die Tonne gefunden hatte. Der Sergeant stand draußen am Türposten und achtete nicht auf mich. Ich löste langsam den Reifen, der den Deckel der Tonne festhielt, schlug die noch darin steckenden Nägel um, jeden einzelnen, sorgfältig und langsam. Aber nun fehlte mir plötzlich das Empfinden für die Zeit. Wie lange waren wir schon unten? Fünf Minuten? Oder war es eine Viertelstunde? Ich konnte es nicht sagen. Um sicher zu gehen, wartete ich noch eine Weile. Dann holte ich den Kasten, den ich in der Nähe der Tür niedergesetzt hatte, und versuchte den Schornstein zu sehen, aber es war schon zu finster; er war von hier aus wohl überhaupt nicht zu erblicken.

„Beeilen Sie sich nur etwas, oben auf dem großen Saale machen sie eben Feierabend.“

Ich frohlockte, die Zeit war vorüber! Trotzdem beeilte ich mich nicht beim Füllen des Kastens. Nachdem auch das getan war, ging ich, zwar mit klopfendem Herzen, aber doch mit äußerlicher Gelassenheit, mit meinem Kasten zum Turm zurück. Als wir die erste Treppe erstiegen hatten, blieb der Sergeant zurück.

„Halten Sie sich nicht mehr auf!“

„Nein, ich schütte nur den Eimer voll“, sagte ich und stieg in unser Zimmer. Oben war es leer. Der Rußbeimer lag umgeworfen, ich stellte ihn wieder auf. Der Schutthaufen war auseinandergeköpelt, ich schob ihn mit dem Fuß etwas zusammen. Gern hätte ich einmal in den Schornstein geblickt, aber ich hütete mich, etwas zu tun, was meine Kenntnis von der Flucht hätte vermuten lassen können.

Wo ist Hans Litten?

Eines der Opfer der Gestapo

Zelt Monaten ist keine Nachricht mehr über das Schicksal des Berliner Anwalts und tapferen Antifaschisten Hans Litten über die deutschen Grenzen gedrungen. Niemand vermag zu sagen, in welchem Konzentrationslager oder Gefängnis sich Litten zur Zeit befindet und ob er überhaupt noch am Leben ist.

Die Beunruhigung im Ausland und namentlich unter Littens Nachfolgern war schließlich so groß geworden, daß die Internationale Juristische Vereinigung den Pariser Rechtsanwalt Nozelaar der in ihrem Auftrag dem Prozeß gegen Hans Litten und Genossen vor dem Volksgericht betrautete, bei den deutschen Behörden Erkundigungen über Hans Litten einzuziehen.

Nach vergeblichen Demarchen in verschiedenen Ministerien, die alle sich für unzuständig erklärten, wurde Rechtsanwalt Nozelaar zur Gehelmen Staatspolizei, Prinz Albrecht-Strasse 8 geschickt. Dort, im Hauptlager der Gestapo, herrschte hitzige Verärgerung über das Auftreten des Ausländers, der sich so hartnäckig für das Schicksal seines unglücklichen Berufscollegen interessierte. Ein Beamter verwies ihn an den andern, schließlich wurde er im Büro 12 von einem höheren Gestapo-Beamten empfangen. Dieser hörte zunächst widerspruchlos mit an, was Rechtsanwalt Nozelaar auf Grund von Informationen der englischen

Presse über die Mißhandlungen und Erpressungen berichtete, denen Litten in der Haft ausgesetzt war. Als jedoch der Pariser Anwalt an diesen Bericht die Bitte schloß, seinen verhafteten Kollegen besuchen zu dürfen, und sei es auch nur in Gegenwart von Aufsichtsbeamten, da lehnte der Vertreter der Gestapo dies mit großer Entschiedenheit als „völlig unmöglich“ ab. Ebenso verweigerte er jede Auskunft über Littens Aufenthaltsort und beschränkte sich auf die Mitteilungen, daß er noch lebe und jetzt wieder von seiner Mutter besucht werden dürfe.

Gezweifelnderweise hat der Bericht über diesen Besuch bei der Gestapo die große Beunruhigung und Empörung der am 2. Dezember in Paris versammelten Internationalen Juristenkonferenz ausgelöst. Die Konferenz hat in einem mit zahlreichen Unterschriften versehenen Schreiben an den deutschen Justizminister den Antrag von Rechtsanwalt Nozelaar aufgenommen und um Autorisierung erlucht, Hans Litten im Konzentrationslager besuchen zu dürfen.

Die Delegierten der Konferenz aber werden, in ihre verschiedenen Länder zurückgekehrt, berichten, welches Martirium Hans Litten erleidet, dem selbst die Nationalsozialisten nichts anderes „vorwerfen“ können, als daß er als Anwalt mit ganzer Kraft sich für seine Klienten eingesetzt hat. Und aus allen Ländern wird es den deutschen Behörden entgegen hallen:

Wo ist Hans Litten? Gebt ihn endlich frei!

Immer noch: die „Protokolle“

Soll Rosenbergs Plan gelingen?

Prag, 11. Dez. Im „Völkischen Beobachter“ (Nr. 330 vom 5. Dezember) veröffentlicht Alfred Rosenberg seinen dritten Artikel der angekündigten Serie, durch die er die „innere Echtheit“ der „Protokolle der Weisen von Zion“ beweisen will. Der Aufsatz, der Der Gründer des Zionismus bezeugt die jüdische Weltpolitik“ überschrieben ist und der über sechs Spalten des „V. B.“ geht, besteht in der Hauptsache aus Zitaten aus dem ersten Teil von Theodor Herzls Tagebüchern, zwischen denen und dem Text der „Protokolle“ Rosenberg eine „Ähnlichkeit“ zu konstruieren sich bemüht zeigt. Er kommt zu dem Schluß, daß Theodor Herzl nicht etwa einen Judenstaat in Palästina angestrebt hat, sondern einen „Staat ohne Territorium, eine internationale zentralisierte jüdische Vereinigung“.

Rosenbergs Konstruktionen sind derart haarspaltiger Art, daß sie auch den ehrgeizigsten Antisemiten langweilen müssen. Aber man weiß, daß Rosenberg mit seiner Serie etwas anderes bezweckt, als die Echtheit der „Protokolle“ zu erweisen; sein Ziel ist, die Zionisten durch Vorwürfe angeblicher landesverräterischer Betätigung unter Druck zu setzen und auf diese Weise mittelbar einen Verzicht auf die Fortführung des Prozesses gegen die „Protokolle“ in Bern zu erwirken.

Rosenberg gehört zu denjenigen Führern des Nationalsozialismus, die ihre Position einzig und allein auf Gitters Freundschaft aufbauen, sonst aber immer nur „Gefährter verbrennen“; so wurde Rosenberg letztes durch den Außenminister Reuth, wenigstens vorläufig, „abgeschaltet“ und darf sich in der eigentlichen Außenpolitik nicht mehr betätigen. In der Fortführung des Berner Prozesses steht er nun keine „außenkulturelle“ Betätigung, die in der Hauptsache in der Verbreitung der „Protokolle“ und ähnlicher Pamphlete besteht, gefährdet. Er hat den innigsten Wunsch, ein Urteil in Bern auf jeden Fall zu verhindern. Indessen dürfte es

Rosenberg heute, wo Deutschland sehr um seinen moralischen Kredit in der Welt besorgt und besonders um die Stärkung seiner Position in Genf bemüht ist, kaum gelingen, einen Schlag gegen den Zionismus zu führen, der international anerkannt ist und unter Völkerbundsprotektorat steht.

Zionistische Antwort

Berlin, 11. Dez. Als Antwort auf den dritten Artikel Alfred Rosenbergs im „V. B.“ führt die „Jüdische Rundschau“ u. a. aus: „Rosenberg ignoriert vollkommen den entscheidenden Punkt, daß keines von den Zielen der angeblichen „Protokolle“ jemals von Herzl vertreten wurde. Vielmehr war das einzige Ziel der Herzlschen Politik, die Welt von der Judenfrage zu erlösen, den Juden eine eigene Volksheimat in Palästina zu verschaffen. Eine darauf gerichtete „Weltpolitik“ braucht nicht enthalten zu werden, da sie von niemandem geleugnet wurde. Jede auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Bestrebung bedarf doch menschlicher Bemühungen, die man als „Weltpolitik“ bezeichnen kann. Herzl war der Meinung, daß die jüdische Zukunft nur in einer eigenen Existenz liegen kann, also gelöst aus der Verflechtung mit den Interessen aller Völker, die nach Herzls Meinung immer zu Reibungen führen muß. Herzl war der erste Jude, der den Antisemitismus ohne Ressentiment betrachtete und seine tieferen Gründe zu erfassen versuchte. Herzls Tagebücher beweisen, daß er alle ja auch schon damals landläufigen antisemitischen Vorwürfe, die später von dem antisemitischen Verfasser der „Protokolle“ registriert worden sind, als eine Folge der abnormalen jüdischen Situation erkannte und ihnen jede Grundlage durch eine einschneidende Aenderung des jüdischen Lebens entziehen wollte. Das ist aber das ganze Geanteile jener angeblichen „Weltpolitik“, die nach den „Protokollen“ von den Juden beabsichtigt sein soll.“

Der Schutzengel

Gegenüber der melodramatischen Schilderung des Deutschen Rundfunks, der über den Tag der nationalen Solidarität erzählt, die Minister hätten laublos als Volksgenossen unter Volksgenossen gesammelt, verweisen wir auf einen Bericht im Montagmorgenblatt der „Frankfurter Zeitung“. Man erzählt da über die besonders beliebte Familie Goebbels:

Vor dem Columbusdenkmal, gegenüber der Fandler, sammelte Frau Dr. Goebbels und fründliche Volksgenossen arbeiteten darauf, daß man die Gattin des Inspizitors dieser Solidaritätsbedenkung nicht gutwillig erdrücke. ... Nicht anders ging es vor dem Hotel Adlon zu, wo Dr. Goebbels seine Ernte hielt. Tausende von Schaulustigen blieben sogar noch stehen, als Dr. Goebbels — in grauer Zivilkleidung — längst verschwunden war, um an verschiedenen Stellen der Stadt unerwartet anzutreffen. So auf dem Potsdamer Platz gegenüber seiner Gattin. Die ihn begleitenden SS-Leute bildeten rasch eine Kette, um dem Minister Platz zu schaffen.

An Volksehrung und SS-Schutz scheint es also nicht gefehlt zu haben.

Bestrafung von Kirchnausstritten

Wenn sie aus politischen Gründen erfolgen

Das führende katholische Blatt des Westens, die „Salzburger Chronik“, teilte vor einigen Tagen mit, daß Glaubensübertritte, die „nachweisbar“ eine politische Demonstration zugunsten verbotener politischer Parteien darstellen, mit der für die Verwaltungsgerichtsbarkeit zulässigen Höchststrafe von sechs Wochen Arrest oder 200 Schilling Geldbuße bestraft werden. Nunmehr wird diese außerordentlich interessante Meldung dahin interpretiert, daß nicht Uebertritte, sondern nur demonstrative Austritte aus der katholischen Kirche dieser Bestrafung unterliegen.

Begründet wird diese Verfügung damit, daß die Behörden in vielen Fällen feststellen konnten, daß von verschiedenen Lagern jenseits der Grenze eine Glaubensausstrittspropaganda als politische Demonstration zugunsten verbotener politischer Parteien (also wohl vor allem der nationalsozialistischen und der sozialdemokratischen) gewertet werden, unterliegen sie nach Auffassung der Sicherheitsbehörden auch der gesetzlichen Ahndung. Es braucht wohl nicht besonders daran erinnert zu werden, daß unmittelbar nach dem Februar- und Juliereignissen in Österreich eine harte Kirchnausstrittsbewegung festzustellen war, die mit einer harten Eintrittsbewegung in die evangelische Kirche verbunden gewesen ist. In Österreich gilt Konfessionslosigkeit übrigens auch heute noch und heute vielleicht mehr denn je als etwas moralisch höchst Bedenkliches.

Karwahnes Ende

Nationalsozialistische Edelrasse

Aus Hannover wird uns geschrieben:

H. Karwahne, früherer Kommunist, später nationalsozialistischer Reichstagsabgeordneter, zuletzt Verbandsleiter des Deutschen Fabrikarbeiterverbandes und Direktor des Wohlfahrtsamtes der Stadt Hannover, ist seiner sämtlichen Funktionen enthoben worden. Diese zeitweilige Enthebung darf jetzt schon als endgültige betrachtet werden. Karwahne selbst bezeichnet die Entlassung als Folge seiner rhetorischen Ausfälle gegen Kapitalisten. Daneben hat sicher eine Rolle gespielt seine Arbeit als Leiter des Wohlfahrtsamtes. Sie bestand darin, daß er sinnlose Verordnungen erließ. Unter den Beamten des Amtes herrschte die stillschweigende Uebereinstimmung, die Anordnungen des Direktors zu übersehen und sich nicht danach zu richten.

„Gnadenbringende Weihnachtszeit“

Wie regierende Sadisten sie auffassen

Berlin, 11. Dez. Die Justizpressestelle Berlin teilt mit: Um den Angehörigen und Bekannten von Strafgefangenen und Untersuchungshäftlingen unnötige Ausgaben zu ersparen, wird darauf hingewiesen, daß nach dem Strafvollzugsvorschriften vom 1. August 1933 die Ueberbringung von Lebensmitteln und Weihnachtspaketen an Strafgefangene oder Untersuchungshäftlinge nicht mehr gestattet ist, und daß etwa eingegangene Pakete an den Absender zurückgeschickt werden müssen.

Verlumpfte Hitlerbonzen

Die „alte Garde“ der Korruption

Der Betriebszellenobmann Hans Herbig in Berlin, der Gelder der Winterhilfe unterschlagen hatte, wurde vom Schöffengericht Leipzig zu einem Jahr und sieben Monaten Gefängnis verurteilt. Herbig, der seit 1922 der NSDAP als „alter, verdienter Kämpfer“ angehörte, bezog 400 Mark Monatsgehalt; mit den unterschlagenen Geldern hatte er sich ein Auto gekauft und eine Bergungsreise unternommen.

Ein Nazi-Vertrauensmann, Hilfskassierer der „Deutschen Arbeitsfront“ dessen Name von der Nazipresse schamhaft verdrängt wird, fand vor dem Kölner Schöffengericht wegen Unterschlagung. Er hat das unterschlagene Geld, wie vor Gericht festgesetzt wurde, mit einer Wittin verzeht. Die Höhe des Strafmaßes wird nicht mitgeteilt.

Die Wurzeln der Mordpolitik

Im Pariser sozialistischen „Populaire“ gibt A. Leroix eine lichtvolle Betrachtung über die Vorgeschichte des Attentats von Marseille:

Wir erwarten nicht viel von der Aussprache, die sich in Genf an diesen Gegenstand knüpfen wird. Die Verfahrensweise sind unbegrenzt und ganz dazu angetan, zu nichts zu führen. Trotzdem war es notwendig, die Budapestter Vandalenregierung an den Pranger zu stellen. Diese Regierung konnte Banknoten fälschen, ohne deshalb belästigt zu werden. Sie konnte unter Mitwirkung des anderen „Chrenmanns“, Mussolini, den Waffenschmuggel von St. Gotthard betreiben, ohne die mindesten Zwangsmassnahmen zu erfahren. Warum sollte sie sich da scheuen, auf ihrem Gebiet ein Arbeitsfeld einzuräumen? Denn der Terrorismus, der zum Attentat von Marseille geführt hat, ist zweifellos faschistischer Art. Vor allem durch die Quellen, die ihn genährt haben, die politischen Interessen, denen er gedient hat. Man findet ihn in enger Verbindung mit dem italienischen, ungarischen, deutschen Faschismus, mit den österreichischen Monarchisten und Heimwehren. Der kroatische Faschismus der Gruppe Pavelitsch ist es ebenso durch seine theoretischen Gedankengänge wie durch seine politischen und sozialen Bestrebungen. In einem Aufsatz vom Februar 1934 erklärte die Ustacha, „mit allen Mitteln zu kämpfen gegen das jüdische, kroatenfeindliche Südslawentum, den internationalen Kommunismus und die marxistische Raumacherei in allen in ihren Formen“. Der General Sarkotitsch, ein anderer kroatischer Separatistenführer, feierte in seinem Blatt den „Duce, der das italienische Volk von Freimaurer- und bolschewistischen Fesseln befreit hat“.

Wenn Pavelitsch in Kroatien zur Macht gekommen wäre, würde die Arbeiter- und Bauernbevölkerung den Segen des „nationalen“ Faschismus kennen lernen, der durchaus nicht weniger Unterdrückung birgt, als die serbische Diktatur. Die Pavelitsch-Bande steht zu uns im schärfsten Gegensatz und muß als ein unbedenklicher und gefährlicher Feind bekämpft werden.

Dieselben Erwägungen gelten für die Terroristen der DMJM. Mörder der kommunistischen u. demokratischen Arbeiter und Bauern Bulgariens. Die Mazedonier der DMJM waren die Helden der Zankoff-Staatsstreichs von 1923 und der grausamen Niederwerfung des Kommunisten- und Bauernaufstandes. Ihr Haß galt Stambulski, namentlich weil er für eine Annäherung an Südslawien eintrat, und sie haben in wenigen Jahren etwa 700 Mazedonier, Anhänger des Balkanbundes, ermordet. Wir sind trotzdem dem Bundesgedanken treu geblieben, dem einzigen, der imstande ist, der Balkanhalbinsel eine Organisation zu geben, die sie von der nationalen Ueberreizung nie wird erreichen können.

Wir wissen wohl, daß Deutschland, Österreich und namentlich Italien intrigieren, um den kroatischen Separatismus gegen die Belgrader Regierung aufzupulsen. Heute betreibt jeder Separatismus in Südslawien das Spiel der fremden Imperialisten, um eine Knechtschaft gegen die andere zu vertauschen. Der Separatismus ist keine Lösung der Frage der inneren Verwaltung Südslawiens. Aber gerade diese Ueberzeugung läßt uns um so schärfer die allserbische Politik der Belgrader „Staatsmänner“ und Offiziere bekämpfen, die erst diesen Separatismus erzeugt und die verbindenden Fäden des nationalen Lebens verwirrt haben. Die Einheit des südslawischen Volkes wird nur möglich sein durch Freiheit und in der Freiheit.

Betrachten wir die Tatsachen: 1921 schwor König Alexander auf die erste Verfassung, „immer getreu zu bleiben den großen Grundsätzen der Verfassung, der Volksvertretung und der echten Demokratie, alle beruhend auf dem allgemeinen Stimmrecht“. Im Gegensatz dazu richtete sich die serbische Vorkherrschaft mehr und mehr im Lande ein. Die Führer der kroatischen Bauernpartei, Bafarich, Paul und Stephan Raditsch, wurden am 20. Juni 1928 in offener Shuptschina ermordet. Die unverhüllte Diktatur wurde durch den Staatsstreich vom 6. Januar 1929 eingeführt. Eine neue Verfassung wurde am 3. September 1931 auferlegt und als Rückkehr zum parlamentarischen System ausgegeben. Aber, wie das Komitee der französischen Schwerindustrie, hier gewiß ein unerbäulicher Zeuge, in einem Bericht vom 3. Januar 1933 sagt: „Es ist nur eine Aenderung der Form. Tatsächlich besteht der Absolutismus fort.“

Nach dem Tod des Königs Alexander sah es einen Augenblick aus, als würde man die außergewöhnliche Lage benutzen, um wenigstens den Rückweg zur Ordnung und Gefühlsfähigkeit anzutreten. Nichts geschah! General Peter Jiskowitsch, Führer der „weißen Hand“, großer Freund der russischen Emigranten, die Hitler-Einflüsse nach Südslawien leiten, hat sich in das neue Ministerium gedrängt, wo er einer der Säulen der alten Politik sein wird. Nichts hat sich geändert. Die Gelegenheit ist verpaßt, vielleicht für immer.

Der Weg zur Ausrottung des kroatischen Terrorismus geht über Genf, Pest, Rom. Aber er muß auch über Belgrad gehen. Dort stecken die Grundwurzeln, die nur durch Rückkehr zur Freiheit auszureißen sind.

Späte Erkenntnis

Das kritisch-sozialistische „Luzerner Volksblatt“ richtet in seiner letzten Nummer heftige Angriffe gegen die völkischen Turnvereine, die zum großen Teile in der letzten Zeit wieder aktiviert wurden, und verlangt, daß auch die ehemaligen sozialdemokratischen Turnvereine wieder zugelassen werden. Das Blatt schreibt: Man hat bei den roten Turn- und Sportvereinen daran gedacht, sie nicht wieder erheben zu lassen, sondern sie durch Reichsbildungen auf vaterländischer Basis zu ersetzen. Für diesen Gedanken sind auch wir eingetreten, aber dann muß das gleiche mit den deutschvölkischen Turnvereinen geschehen. Wir könnten sogar verheben, daß man die Arbeiterturnvereine gegenüber den deutschvölkischen Turnvereinen bevorzugt. Dem Staate müßte daran gelegen sein, die ehemalige sozialdemokratische Arbeiterschaft zu gewinnen, weil sie einen weitaus wertvolleren Bestandteil der Bevölkerung bilden als der in verlogenen Phrasen befangene, betonte nationale Teil der Bevölkerung, mit dem man ohnehin niemals in der Verantwortung, Gegenwart oder Zukunft eine vernünftige, gerade, ehrliche und zielführende Politik führen konnte und führen kann.

Durchs Suokloch

Der Berliner Korrespondent der Baseler „Nationalzeitung“ ist einer der uns sympathischsten Endgenossen. Er betrachtet die Niederungen Hitlerdeutschlands aus der Perspektive jener ewigen Berge, auf denen die Freiheit wohnt. Seine demokratische Gesinnung entstammt nicht dem „gegebenen Boden der Tatsachen“, der im republikanischen Deutschland das größte Unheil, das eine Nation treffen kann, nämlich das der Charakterverlumpung, anrichtet. Wir schätzen also unseren Schweizer Kollegen. Immerhin — mitunter schläft auch Homer!

Weil er in einem dieser Tage erschienenen Artikel aus Berlin beweisen wollte oder mußte, wie führerlos trotz allen Führerprinzips Deutschland gerade gegenwärtig ist, sann er darüber nach, wie er ihm vielleicht aus weniger wichtigem Gebiet eine krumme Verbeugung machen könne. Es ist ja wohl immer die richtige Taktik, den Salat sowohl mit Essig wie mit Zucker anzurichten. Also meinte er, daß auf sekundärem Gebiet diese führerlose Diktatur Deutschlands zweifelsohne auch ihre Vorzüge aufweise. Zum Beispiel seien die Morde und Straßenräubereien in Deutschland stark zurückgegangen.

Wir glauben hier schon nicht direkt Homer! Die Nazis haben sich zwar in den ersten sechs Monaten ihrer Macht gerührt, daß die Kriminalität in Deutschland zufolge der Wendung aller Dinge gesunken sei. Das war ein immenser Bluff, der vielleicht wirken konnte, weil ja zunächst die Kriminellen, die Straßenräuber, die Lustmörder, die Lude- weige in der SA. und SS. genug legitime Arbeit bekamen und sogar von den Staatsanwaltschaften dafür belobt wurden. Ihre Privatbetätigung hört also auf. Mittlerweile ist das zwar nicht ganz aufgegeben; aber es ist nicht mehr so einträglich, weil es, wenigstens im „marxistischen“ Bereich, nichts mehr zu räubern und zu schänden gibt. Nunmehr ist das private Handwerk dieser Retter Deutschlands wieder viel profitabler geworden. Die Folge? Erst vor einigen Wochen flüchtete sich die gesamte Berliner Presse in die Öffentlichkeit mit der Behauptung, daß die Unterwelt der Reichshauptstadt wieder mächtiger ihr Haupt erhebe als je; an öffentlicher Unsicherheit, so behauptete sogar eine braune Zeitung, übertriffe sogar Berlin jetzt Chicago. Vielleicht ist das eine Übertreibung; vielleicht auch nicht! Woher aber nimmt der Baseler Eidgenosse die Begründung, die seine Verbeugung vor solcher angeblichen sekundären Leistung des Regimes berechtigt?

Es kommt aber noch besser in jenem offenbar somnambulen Zustand Homers! Der Kollege aus Basel lobt Deutschland nur deshalb, weil soviel in ihm geprügelt wird. Er schildert den Fall eines SA-Mannes, der von der SS. „ordonnanzmäßig“ verhaften wurde, weil er seine Hauswirtin belästigt und auf ihre Kündigung nicht ausgezogen war. Und dazu schreibt der Eidgenosse: „So wird der Disziplinmangel in vielen Fällen (im heutigen Deutschland) mit Prügel bestraft. Und die Verprügelten sagen nachher, es habe wohl weh getan, aber beklagen wollten sie sich nicht; sie hätten die Prügel ja verdient.“

Wem macht hier eigentlich die „Nationalzeitung“ ihr Kompliment? Den Geprügelten, die durch Hitlers Erziehung schon soweit sind, daß sie sich förmlich einen Masochismus der Untertanengefühle zugelegt haben? Oder den Prüglern, die wieder das Stäupen entdeckt haben und damit die Kultur ihres Landes auf jene Zeit zurückschrauben, wo noch gerädert, gevierteilt, gewippt, gebrannt, gezwickt, gepflöckelt werden konnte. Wirklich, es wird viel geprügelt in Deutschland! Ob es aber auch nur eine „sekundäre“ Kulturleistung ist, — das ist doch wohl sehr die Frage.

Jules Sauerwein, ein internationaler Reporter von Welt- ruf, früher der berühmte Europareisende des „Matin“, be- sucht zur Zeit Japan. Er schildert in der europäischen Presse Land und Leute. So hat er sich jetzt auch mit japanischen Flottenoffizieren über das etwas mysteriöse Todestorpedo unterhalten. Hier wird die Lenkung des Geschosses von einem Matrosen besorgt, der sich damit dem sicheren Tod weiht.

„Oh,“ hat ihm ein Marineleutnant des Mikado gesagt, „was heißt hier Erfindung? Das ist doch gar keine Erfindung, wenn es auch wünschenswert ist, das Leben eines Kombattanten zu schonen, besonders wenn er technisch ausgebildet ist.“ (Man beachte das Zartgefühl militärischer Unterscheidung, das durch das Wörtchen „besonders“ gekennzeichnet wird.) Der Leutnant fuhr fort: „Es ist das keine Erfindung, sondern die einfachste und natürlichste Sache der Welt!“

Ob wirklich ein solches Torpedo so einfach und nicht viel- mehr ein sehr komplizierter Mordapparat ist, mag der Fach- mann entscheiden. Aber ist es auch „natürlich“, daß ein Wesen für irgend einen Begriff sein Leben wegwirft? „Natürlich“ ist es, wenn die Kagenmutter ihre Jungen bis zum Tode verteidigt. „Natürlich“ mag es sein, wenn die Hengste der Pußta ihre Fohlen und Stuten in die Mitte ihres Karés nehmen, wenn der Gewittersturm die Herde zu sprengen versucht. Die Natur schützt und schönt nur das Leben, aber keine Begriffe, mögen sie Gott oder Vaterland, Thron oder Altar heißen. Jener Matrose im Todestorpedo handelt vielleicht menschlich-allzumenschlich, meinthalben sogar sehr heroisch. Aber man sollte hier nicht die majestätische Vernunft der Natur schmähern...

Freilich sind die Japaner ja nun einmal so etwas wie die Preußen des Stillen Ozeans und Herr Göring sollte eigent- lich auch bei uns schon längst das Harakiri eingeführt haben. Wie sagte doch jetzt der japanische Botschafter vor Berliner Pressevertretern? „Es gibt eine so große Ähnlichkeit des nationalen Charakters zwischen uns; deshalb sind ja auch die deutsch-japanischen Beziehungen so gut.“ Ja, der Bot- schafter hat Recht. Nur freilich Schlägen und schwarze Haare hat er, dieser Nichtarier, der uns schüßt, weil vom „kategorischen Imperativ“ bis zu dem „Auf Vater und Mutter schießen“ des preußischen Grenadiers es in e Straße der „idealistischen“ deutschen Philosophie gibt.

F. E. Roth.

Das „Dritte Reich“ schweigt

Aufgabe- und Empfangsbestätigungen für das Buch „Konzentrationslager! Adolf Hitler, Deine Opfer klagen an!“



1. Rückschein für die Sendung an Dr. Bumke, den Präsidenten des Reichsgerichts. — 2. Die Empfangsbestätigung des Oberreichsanwalts Dr. Werner. — 3. Aufgabebescheinigung für die Sendung an Adolf Hitler. Der Eingang des Buches ist — erst nach mehrfacher Reklamation — am 18. Oktober bestätigt worden. — 4. Quittung für das Reichsjustizministerium und 5. für den Propagandaminister Dr. Goebbels.

In Karlsbad ist im September dieses Jahres bei der Verlagsanstalt Graphia eine Sammlung von Berichten aus deutschen Konzentrationslagern erschienen. Was diese Sammlung mitzuteilen weiß, ist angefaßt, alle bisherigen Berichte aus dem „dritten Reich“ in den Schatzen zu stellen. Das Buch ist eine gewissenhafte Zusammenstellung konkreter Aussagen. In jeder Tatsache werden Daten und Einzelheiten angegeben. Die Namen der Lagerkommandanten, alle SA- und SS-Mente, die für die furchtbaren Grausamkeiten verantwortlich sind und ihrer Opfer — mehr als 850 Namen — werden angeführt. Verleumdungen, Antönienbrauch, Zersäueren, schwere Körperverletzung, Mord; das sind die Verbrechen, deren man diese Vertreter der deutschen Reichsgewalt mit allen zur Unter- suchung notwendigen Angaben beschuldigt.

Rein Verantwortlicher im „dritten Reich“ kann behaupten, daß er von diesen in dem Buch „Konzentrationslager“ er- hobenen Beschuldigungen nichts weiß. Die „Verlagsanstalt Graphia“ hat sofort nach Erscheinen den Verantwortlichen: Adolf Hitler, Josef Goebbels, dem Reichsgerichtspräsidenten Dr. Bumke, dem Oberreichsanwalt Dr. Werner, dem Reichs- justizminister Dr. Gartner, dem Reichsbischof Dr. Müller, dem deutschen Gesandten in Prag, Dr. Adolf Koch und anderen das Buch durch die Post „eingeschrieben gegen Rückschein“ übermittelt und die Empfangsbescheinigung dafür erhalten.

Obwohl dadurch alle in die Lage verlegt wurden, alle An- gaben nachzuprüfen, hat das „dritte Reich“ bisher weder Untersuchungsverfahren eröffnet, noch ein Wort verkauten lassen, um die erhobenen Aussagen zu entkräften.

Dieses Schweigen ist der letzte Trid des braunen Reichs. Durch ihn hofft es, die Aufmerksamkeit der Kulturwelt von den Verbrechen abzuwenden. Das Wandern darf keinen Er- folg haben, wenn es in dieser Welt überhaupt noch eine menschliche Solidarität und Gerechtigkeit gibt.

Im Fall Dreyfus schrieb Emile Zola 1899: „Solange ein Unschuldiger im Kerker schmachtet, haben wir kein Anrecht, unter den Völkern mitzuzählen. Erst wenn dem Unschul- digen sein Recht gegeben ist, wird Frankreich wieder das Land der Rechtlichkeit und des menschlichen Empfindens sein.“

1934: aber sind die Kerker und Konzentrationslager des Deutschen Reiches zum Bersten angefüllt mit Unschuldigen — und die Welt hat begonnen, sich an diesen Zustand zu ge- wöhnen.

Die Welt darf es nicht zulassen, daß der Hilfeschrei der gefolterten Menschen aus dem „dritten Reich“ im braunen Schweigen erstickt wird. Das wahre Gemissen der Kultur- welt muß diesen Schrei vernahmen und ihn hundertfältig wiedergeben, daß er laut genug werde, um die tauben Ohren der deutschen Verantwortlichen hörend zu machen.

BRIEFKASTEN

Gloucester Street. Wir geben von Ihrer Mitteilung Kenntnis: In den nächsten Tagen wird in London eine zweisprachige anti- faschistische Wochenzeitschrift, deutsch-englisch, erscheinen, die mit Unterstützung des Flüchtlingskomitees herausgegeben wird. Der Verkaufspreis soll sehr niedrig, wahrscheinlich auf 2 Pence, fest- gesetzt werden. Die Zeitschrift, die über sehr bedeutende Mitarbeiter verfügen wird, muß vorerst im Vertriebsverfahren her- gestellt werden.

London. Sie schreiben uns: „Während der Samstag-Abend-Ver- tretung aus der St. Georges-Halle in London ereignete sich ein Zwischenfall, der bezeichnend ist für die Stimmung, die in weite- ren Kreisen herrscht. Nachdem das vorletzte Stück des Programms beendet war, ein Vortrag von Hottam und Jettam, kam aus der fünften Parktribüne ein lauter deutlicher Ruf: „Solidarität für die spanischen Arbeiter!“ Daraufhin wurde die Stadübertragung vorzeitig abgebrochen. Rund 3.000.000 Hörer der beiden wichtigsten englischen Stationen, der „National“ und der „Midland Regional“, haben sich das Ihre dabei gedacht. Zuschauer verließen den Zwischenraum zu erreichen, der jedoch mit anderen den Saal bereits verlassen hatte. Auf gut Glück wurden am Ausgange die Personalleisten eines der Ständer zerhackt. Die Sonntagszeitungen berichteten ausführlich über den Zwischenfall auf der ersten Textseite.“

München. Wir danken für Ihre Mitteilung. Einer der eifrigsten Agenten der Zeitungen des Frankfurter Reichs, namens Moritz, ist wegen unerlaubter Verbreitungsmaßnahmen für die „Frankfurter Tageszeitung“ und den „Stürmer“ zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Es heißt sich dabei heraus, daß Moritz fernerhin verurteilt ist. — Also ein echter „alter Kämpfer“ Julius Streicher und Adolf Hitler.

R. W. Marzelle. Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, die Prag, hat bisher die Entfaltung von 200 Hitlerpiktoren ver- öffentlicht. Jedem dieser Vampire ist ein genauer Steckbrief mit- gegeben.

Juridiker. Sieien Dank für Deine Nachricht. Wenn Du geru etwas für unseren Saarkampf beisteuern willst, dann schick uns am besten an unsere Adresse einen Wertbrief, der Deine Spende ent- hält. Unterschreibe mit Juridiker. Wir werden Dir an der gleichen Stelle danken. Empfangsbestätigung unsere Freibeitungsgrüße von der kämpfenden Saar.

E. R., 4. St. U. Ihnen ist mit einer lächerlichen Begründung eine Stellung im Reich verweigert worden, obwohl Sie in der englischen Welt landen. Sie schreiben uns dazu: „Während ich nun seit Monaten auf Grund meiner langjährigen Auslandsverdingung rech- tlich, aber vergeblich bemüht bin, in meiner Heimat ein Unter-

kommen zu finden, werden alle offenen Stellen von jungen, völlig unerschrockenen Parteimitgliedern besetzt, die Gehälter von 400—500 Reichsmark einnehmen und außerdem — wie es bei der deutlichen Arbeit ist — der Fall ist — zu Weihnachten eine Gratifikation in Höhe eines Monatsgehältes bekommen und zudem noch von Weihnachten bis Neujahr die Arbeit geschloffen ausüben. Mein ver- heirateter Schwager (ehemaliger Sozialdemokrat) muß mit 28 Mk. Wobensohn eine ganze Familie ernähren.“

H. G. Marzhan. Sie schreiben, fand in den Kämpfen um die polnische Weidenschaft im Bogen in Kasan ein Match zwischen dem Reich der Wozlawer Kreier, dem jüdischen Sportklub Kaffabi, und dem Krakauer Reich, dem polnischen Sportklub „Bowel“, hat, das 10:6 zugunsten des Kaffabi endete. — Die Waffabier leben!

R. W. Kewerf. Wir entnehmen Ihrem Briefe: „Die Deutsche Zeitung“, das bisherige Organ der Freunde des neuen Deutsch- lands, hatte einen Veiartiksel drucken müssen, in welchem sie alle verfeindlichen und lächerlichen Kräfte zurücknahm. Der Mit- redakteur Walter Ruppe, der sich bei seinen Nazifreunden als Held ausweisen wollte, trat zurück, erklärte, daß er nicht mehr mit be- treffender Zeitung gemein hätte und wurde Mitbegründer einer neuen Zeitung, „Deutscher Beobachter“. Nun befindet sich der Nazi- held Walter Ruppe in gleicher Situation. Er hatte Dr. Kurt Rosen- feid, den ehemaligen preußischen Justizminister, in einem Artikel angegriffen, ihn als schmierigen Juden bezeichnet, der das deutsche Volk angegründet und es durch seine Gaunerereien zum Milli- onenrunder gebracht habe. Naziheld Walter Ruppe hat sich nun brief- lich bei Dr. Kurt Rosenfeld de- und wehmütig entschuldigt und betont, daß er falsch unterrichtet und schlecht beraten war; er ver- spricht, daß er sich nicht mehr in irgendwelcher herabwürdigenden Art über Dr. Rosenfeld äußern will. Da ist echter Naziberöismus! Rosenfeld hat seine Klage gegen den Verleumder zurückgezogen. — Eine Klage von 100.000 Dollar gegen den Redaktionsstab schwebt noch.“

H. R. in R. Einem uns zur Verfügung gestellten Briefe Ihres Freundes, der „Deutscher Christ“ und gläubender Hitlerist war und nun nachdenklich geworden ist, entnehmen wir: „Die Autofolien des Staats- tippe-Deinold haben sich seit der „nationalen Erhebung“ vervierfacht. Die NS-Volkswirtschaft unterhält in dem kleinen Pöbchen von 164.000 Einwohnern sieben Autos.“ — Die früheren „Bonzen“ hatten dafür nicht ein einziges. Der Fortschritt ist un- verkennbar.

Für den Gesamtinhalt verantwortlich: Johann B. in Tab- weler, für Inserate: Otto Kuban in Saarbrücken. Notationsdruck und Verlag: Verlag der Volkstimme GmbH, Saarbrücken 1, Schützenstraße 5. — Schließfach 776 Saarbrücken.